Du

NUMMER 2 APRIL 1941 SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT Fr. 2.50

N
3
D8

VERLAG V. CONZETT & HUBER, ZÜRICH

555

Die Marke des Kenners

EAU DE COLOGNE

CLERMONT ET FOUET

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

2. NUMMER 1. JAHRGANG APRIL 1941

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor, Dr. Friedrich Witz, A. M. Marfurt. Modeteil: Frl. Charlotte Weber. Graphische Gestaltung: E. Schulthess, O. Schmitt. Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet. Ständige photographische Mitarbeiter: Gotthard Schuh, Paul Senn, Hans Staub. Weitere Photos von Annemarie Clarac-Schwarzenbach, Frey, Guggenbühl, Honegger-Lavater, Lutz, Metzig, Photopress, Spühler.
Druck & Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Telephon 5 17 90. Die Schweizerische Monatsschrift «Du» kostet im Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, vierteljährlich Fr. 7.—. Einzelheft Fr. 2.50. Auslandsabonnement: zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk. Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Zürich 4, Morgartenstr. 29. Insertionstarif auf Verlangen.

UNSER TITELBILD

Mutter und Tochter bei der Toilette. Oelgemälde von Jeanne Barraud. Madame Barraud ist die Gattin des älteren der vier malenden Brüder Barraud. Sie lebt in Areuse im Neuenburgischen und gehört zu jenen Künstlern, welche beim Wettbewerb dieses Jahres von der eidgenössischen Kunstkommission ausgezeichnet wurden. Siehe zu dem Thema unsere farbigen Reproduktionen auf den Seiten 9—11 der vorliegenden Nummer des «Du».

AUS DEM INHALT

	Seite
In drei Kolonnen	2—3
Aus Rußland zurück	4—5
Asiatische Kunst in Bern	6—7
Jakob Burckhardt über den Staat	8
Eidgenössische Kunstpflege, mit farbigen Reproduktionen	9—11
«The Illustrated London News»: Die deutschen Truppen in Paris 1871	14—17
Pinocchio und Klötzli. Filmischer Bericht von Hans Lämmel	18—19
Im Bachsertal. Farbenaufnahme. Text von Manfred Weiß	22—23
«Le vin herbé von Frank Martin»	25
Mode in Farbe, Strich und Wort	26—32
Wenn Puritaner jung sind. Roman von Albert Jakob Welti	33—44
Wie war's denn damals? Zum Zürcher Sechseläuten	46—47
Dr. J. K. Ammann, ein Schweizer in Holland	48
Die verlorene Kasse. Von Max Herger	49—50
Bücher geben zu denken	51—52
Zahlende Hand. Von Max Pulver	54—55
Neuer Geist im Drama. Von Bernhard Diebold	56—57
Mutters chinesisches Erlebnis. Von Margit Gantenbein	68

«Schwörender».
Zeichnung von Ferdinand Hodler (aus der Sammlung des Zürcher Kunsthauses)

IN

«Zusammenarbeit» heißt das Thema, das wir unseren drei Kolonnenschreibern diesmal stellen. Eigentlich sollte man über solch ein Wort keine Worte verlieren, sondern in aller Stille und Selbstverständlichkeit nach seinem Sinne handeln. Weil aber die Menschen in selbstbetrügerischer Weise ins Gold ihrer schönen Leitwörter und Lebensregeln so viel falsche Münze mengen, mag es kein ganz nutzloses Beginnen sein, wenn hier die drei Kolonnenschreiber ein bißchen den Grundwerten und Ausdrucksformen des Begriffes «Zusammenarbeit» nachgehen.

Wie kommt mir das Trümmerhafte unserer Denkspiele so sehr zum Bewußtsein, wie beim kurzen Aufenthalt zwischen den Wortsteinen «Zusammenarbeit» und «Wirtschaft». Für viele Leute, ich bin überzeugt davon, ist Zusammenarbeit eine Art Senf, den man der Wirtschaft wie einem noch etwas zu wenig gewürzten Salat beigibt, vielleicht geht es dann!

Für mich aber sind die Begriffe Zusammenarbeit und Wirtschaft eine lebendige, unzertrennbare Einheit, den siamesischen Zwillingen ähnlich, geworden. Von Wirtschaft zu sprechen, wo Zusammenarbeit fehlt, erscheint mir als eine schreiende Sinn-Entwertung. Das ist keinesfalls Wirtschaft, wenn ein zigarrenwippender, rotblütiger, gerissener Amerikaner den Maklern seine Befehle erteilt: Kauft alles zusammen und verkauft, sobald der Kurs auf 49¾ steht! Man stellt dabei nur unnötige Zerreißproben mit der Wirtschaft an, und der kleine Mann zahlt die Kosten. Es ist ebenso wenig eine Angelegenheit der Wirtschaft, wenn ein Multimillionär sich entschließt, einen schwächeren Konzern aufzukaufen, nur weil dieser durch seine schöpferischen Leistungen dem großen Trust immer wieder den Rang abläuft. Denn nachher werden die bahnbrechenden Ideen wie ungebärdige Haare in Netzen festgehalten, will der Herr Multimillionär ja doch zuerst die bereits bestehenden Maschinen und Werkzeuge amortisieren, nicht wahr? Nicht Wirtschaft, sondern Vergewaltigung ist dies.

Mit all den Dingen aus dem Bereich des puren Eigennutzes muß die Welt zu Ende kommen. Damit ist aber die Zusammenarbeit noch nicht gewährleistet. Zusammenarbeit arbeitend aus der Schlagwort-Tube herauszuquetschen, ist für uns allzu menschliche Menschen nicht eben leicht, auch wenn wir die Sache ganz logisch durchdenken können. Es gibt hundert Gründe für das Versagen vor der Tat. Wir mißtrauen dem zur Mitarbeit Bereiten, wir verdächtigen ihn des möglichen Verrats nach dem Aufdecken unserer Karten, wir befürchten, er könnte uns zu viel von unserem Kuchen abschneiden; es war bis jetzt so schön, es ging alles so reibungslos, warum einem «Dritten» gestatten, sich unserem Tun anzuhängen? Besteht aber nicht die Gefahr, daß wir alle zusammen auf das gefürchtete tote Geleise geschoben werden, wenn wir nicht mutig das Risiko der Zusammenarbeit auf uns nehmen?

Da ein Kolonnenschreiber, und besonders der vom «Du» eingekleidete, seinen Lesern etwas näher kommen darf als anderswo, sei es mir erlaubt, hier eine erste Richtung zu wahrer Zusammenarbeit anzudeuten. Die Welt der Wirtschaft scheint zwar im großen und ganzen darauf zu beharren, in jenen Höhlen weiterzuleben, in die man seit sechzig Jahren das Gold der Maschinenprofite geschleppt hat. Aber doch findet man hie und da Ansätze zu einer neuen Menschwerdung des Kaufmanns, des Fabrikanten, des Angestellten und des Arbeiters. Es wäre vielleicht weniger schwer, als wir glauben, den befreienden Handschlag zu finden, denn es sind ja gar nicht immer nur der kleinere Gewinn oder der größere Beitrag, die der Zusammenarbeit letzten Endes im Wege stehen. Es ist vielmehr die Dunkelmäuserei des Ichs, aber ganz besonders der auch bei uns verheerend grassierende Abteilungs-Geist.

Seit unserer Rückkehr aus Amerika haben viele von uns sich wieder zum Europäer-, zum Schweizertum zurückgefunden. Wir lächeln über die Rekorde, die Sinnlosigkeiten des Uebertrumpfens, den großaufgemachten Bluff. Aber eines können wir nicht verlernen: *Es ist egal, was du tust, wenn du es fürs Ganze tust!* So denkt der Amerikaner, der im Aufstieg begriffene Amerikaner, und es hat sich uns als eine seiner Ueberlegenheiten herausgeschält. Bei uns aber heißt es in jeder größeren Firma: «Komm' mir nicht in mein Gehege hinein, sonst ist es aus mit der Kollegialität! Diese Arbeit kannst du doch nicht von mir verlangen!» Wollen wir nicht zuweilen ein Stückchen von unserem kostbaren Prestige auf den Block legen? Das wäre eine erste Stufe zur wahren Zusammenarbeit. Dann käme die Zusammenarbeit zwischen Staat und Wirtschaft, im gleichen Sinne, und schließlich die der Kontinente. Und endlich würde die Zeit anbrechen, in der das Verbrennen von Kaffee, das Verfaulenlassen ganzer Kakao-Ernten, die Prämien für Produktionsbeschränkung — alles, alles zwecks Preisstützung und Eigennutz — als anarchistisches Verbrechen gebrandmarkt, ja undenkbar würden!

C. W. Kellenberger

3 KOLONNEN

Während ich da die drei Kolonnen im ersten «Du»-Heft so vor mir habe und uns «drei unter sich grundverschiedene Schreiber» ein wenig miteinander vergleiche, kommt es mir so recht zum Bewußtsein, wie schön und kurzweilig es eigentlich ist, daß wir alle, Schreiber und Leser, so total verschieden geraten sind. Alle Dinge betrachten wir durch unsere eigenen zwei Augen, wir denken darüber nach unserer eigenen Methode, und wir beurteilen sie so, wie es uns persönlich eben richtig scheint.

Und trotz- und alledem finden wir uns zu gemeinsamer Aufgabe mit gemeinsamem Ziel! So will mein Kolonnen-Freund zur Linken (ich kenne ihn leider noch nicht, unsern Volkswirtschaftler «Cee-Wee») «den Geist in die Sitzungszimmer der Verwaltungsräte» hineintragen; mein Kolonnen-Freund zur Rechten, Kaspar Kostbar (sprich «Chaschber Choschber», der liebenswerte Eigenbrötler mit der ehrlichen Gesinnung), will ihn frei und mutig aller Welt «schreibend» kundtun; und ich, die ich «die mittlere Kolonne» betreuen darf, ich möchte diesen guten Geist allen lieben Lesern an den Stubentisch bringen.

Sie sehen, wir alle wollen bringen! Und nun Sie, verehrte Leser, was bringen Sie uns? Wir vielen «Du»-Schreiber bringen Ihnen unsere besten Gedanken. Bringen auch Sie uns die Ihrigen in Form von Wunsch, Anregung oder Kritik. Denn selbstverständlich kann unser einmonatiges Presse-Baby «Du» nur dann gedeihen und sich zur Freude aller entfalten, wenn wir alle miteinander an seiner Erziehung zusammenarbeiten.

Wo ständen wir überhaupt heute ohne Zusammenarbeit? Alle Leitartikel sind voll davon; alle Herzen sind voll davon. Doch neben der Zusammenarbeit im großen zwischen Armee und Hinterland, zwischen Volk und Behörden, zwischen Stadt und Land, neben der vorbildlichen Zusammenarbeit im Frauen-Hilfsdienst, in dessen Netzgruppen, in der Kriegswäscherei gibt es noch jene Zusammenarbeit im kleinen, die den Alltag unendlich erleichtert und verschönt, die so viel Bitterkeit und Schwere von ihm wegnimmt und die komplizierte Maschine des menschlichen Zusammenlebens, die Maschine mit den zahllosen Rädchen, mit jenem Wunderöl schmiert, das sie nie heißlaufen läßt. Ich meine die tausend lieben, kleinen Rücksichten und Handreichungen auf dem Arbeitsplatz und vor allem daheim: die Kinder, die willig «posten» und tischen und ihre Schuhe vor der Korridortüre sauber abputzen; der Sohn, der ungeheißen für Mutter oder Hausangestellte die schweren Wäschezainen treppauf und treppab trägt; die Tochter, die trotz Schule oder Lehre freiwillig Hand anlegt im Haushalt und ihre — ach, so feinen — Strümpfe selber stopft; der Vater, der pünktlich zum Essen heimkommt (oder bei Verspätung rechtzeitig telephoniert!) und seine Zigarrenasche nicht vom Winde verwehen läßt.

Das alles ist Zusammenarbeit im kleinen, Zusammenarbeit im Rahmen der Familie. Und dort fängt's an. Meines Erachtens fängt überhaupt alles am Stubentisch an! Die Mutter weiß es längst, daß Zusammenarbeit wie nichts anderes den guten Willen und die Schaffensfreude erhält und steigert. In der Skihütte und im Ferienlager erkennen es dann auch die Jungen, daß sie die produktivste aller Kräfte ist, daß durch sie alle Arbeit «bschüßt» und alle Mühe leicht wird. Und daß alle profitieren dabei! Wie aber, wenn ernste, selbstlose, gemeinnützige Zusammenarbeit gefordert wird? Gottlob gibt's dann immer und überall jene herrlichen «Vorarbeiter» in der vordersten Kolonne, die spontan und begeistert eine gute Sache anführen. Ihnen folgen jene, die durch Einsicht und Erkenntnis zur Ueberzeugung gelangt sind, daß man da wirklich mithelfen muß. Was fängt man aber an mit all den trostlosen Egoisten, die einfach nicht wollen und nicht mögen? Die wird man zuerst bitten und schupfen und schließlich — wenn Notzeit ist — zwingen. Anders geht es nicht.

Am letzten Kantonalen Frauentag hat Dr. Fritz Wahlen zu uns Zürcher Frauen gesagt, man sollte eigentlich Einführungskurse in guten Willen veranstalten! Das hatten allerdings unsere weisen Vorväter nicht nötig, die im Bundesbrief für alle Zeiten und ganz besonders für die heutige Stunde den moralischen und christlichen Grundsatz der Zusammenarbeit träf und unmißverständlich folgendermaßen formuliert haben: «Also, daß wir gesworn han, einander zu helfen mit Lib und Guet.»

Olga Nievergelt

Der Hehler und der Stehler arbeiten zusammen; widrige Umstände arbeiten zusammen, daß dieses Geschreibsel mir nicht nach Wunsch geraten will; Radio und Kino arbeiten zusammen, um die heutigen Menschen immer gründlicher zu zerstreuen und in Zerstreutheit zu verdummen. Die Fußball-Elf arbeitet zusammen oder aber sie tut's nur halb, dann johlen jene Gäste, welche zusammenkamen, um im Geiste mit ihrer Elf zusammenzuarbeiten. Die Flugwaffe und die Panzerwaffe arbeiten seit Monaten immer besser zusammen, und die europäische Zusammenarbeit hat völlig neue Formen angenommen. Die Bierbrauer arbeiten zusammen für die Volkswohlfahrt mit Bier gegen jene, welche zusammenarbeiten für die Volkswohlfahrt ohne Bier.

Die Schauspieler einer Bühne bilden zusammen ein Ensemble, das heißt: ein Zusammending. Da spielt ein Künstler eines Tages eine große Rolle und ein anderer gibt ihm das Stichwort. Hernach stichelt der Stichwörtler mit Wörtlein und in Zusammenarbeit mit andern so lange wider den ersten, bis er selber eines Tages die große Rolle zusammen mit jenem ersten spielt, der ihm nun das Stichwort gibt.

So geht's überall, und überall preist man die Zusammenarbeit. Sie scheint schwierig und keineswegs allgemein üblich, sonst hätte man ja nicht nötig, so viel Worte darüber zu verlieren. Die Selbstsucht wenigstens braucht nicht so viele Ermunterungen. Die scheint von selber zu leben. Was bringt denn die Zusammenarbeit Gutes mit sich? Worin besteht ihr Segen? Sind große Werke in Zusammenarbeit entstanden? Hat Gottfried Keller den «Grünen Heinrich» in Zusammenarbeit geschrieben? Zum Lachen das!

Ist diese hochgeschätzte Forderung nicht einfach ein Schrei der Mittelmäßigen, welche sich vor den übergroßen Leistungen der andern fürchten? Ein Strick, um die Ausnahmen zurückzubinden? Angst und Zweifel an der eigenen Kraft entlocken also dem Selbstsüchtigen den Schrei nach Zusammenarbeit? Klugheit und Berechnung rufen nach ihr? Alle Gebilde der Technik entstehen in Zusammenarbeit, jede Uhr, jede Maschine, jedes Bauwerk. Unsere ganze äußere Welt ist Zusammenarbeit, zumeist die kalte Zusammenarbeit einer Maschine! Ein Riesenetwas, gebaut aus Reichtum, Kraft, Macht, Wissen, Können, Rechten und Besitztümern und Geschicklichkeiten. Immer wieder gibt es da Störungen und Streit, und die einen Zusammenarbeitsgebilde wenden sich gegen die andern oder gegen ihre eigenen Schöpfer und Väter. Stehn nicht heute die Menschen erschrocken zwischen den Früchten ihres organisatorischen Treibens?

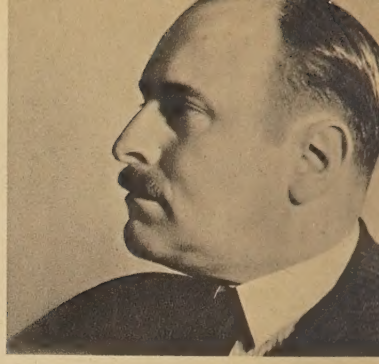
Zusammenarbeit, die segensreiche, wahre, wirkliche Zusammenarbeit hat ihren Grund nicht in den klugen Ueberlegungen, sie ist nicht die Verbandsmacht der Wirtschaft, sie ist nicht die Reibungslosigkeit eines geordneten Betriebs, fruchtbare Zusammenarbeit quillt allein aus tiefem Gefühl der Verbundenheit aller Menschen vor den Mächten des Todes, der Schöpfung, der Ewigkeit. Vor dem Himmel sind wir alle gleicherweise klein und machtlos, schwach wie ein Gras, das da frühe blühet, bald welk wird und verdorret. Da ist jeder gleich dem andern, und die hochgehaltenen Menschenunterschiede fallen dahin, der Herr Direktor ist da akkurat gleichgestellt wie der Handlanger, der mit ihm in der Betriebsgemeinschaft zusammenarbeitet. Der Herr Direktor wird mit dem rechten Lebensgefühl im Herzen diese Zusammenarbeit mit dem Handlanger gleich würdig wie jene mit seinen Mitdirektoren empfinden. Diese Zusammenarbeit ist nicht Organisation, sie ist viel mehr, sie ist umfassend, fruchtbar und macht alle andern äußern Zusammenarbeitsaufgaben leicht. Wer die Liebe im Herzen hat, dem gelingt die Zusammenarbeit. In der Gemeinschaft der Menschen vor dem Unerforschlichen wurzelt der Gedanke der Zusammenarbeit, da mögen wir träumen von einem Reiche, das zu schaffen ist, mögen dran glauben und darnach streben: nach einem Reich der Harmonie, der Zusammenarbeit in demütiger Gemeinschaft, von Schönheit und innerer Größe. Dazu einen Vers, der mir grad in den Sinn kommt:

«Wenn im Unendlichen dasselbe
sich wiederholend ewig fließt,
das tausendfältige Gewölbe
sich kräftig ineinanderschließt,
strömt Lebenslust aus allen Dingen
dem kleinsten wie dem größten Stern,
und alles Drängen, alles Ringen
ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.»

Der Vers ist von Goethe, alles übrige von

Kaspar Kostbar

AUS RUSSLAND ZURÜCK



Dr. Hans Ebrard

Am 24. Februar 1941, fünf Wochen nach Beginn der Verhandlungen, wurde in Moskau eine Vereinbarung über den Warenverkehr zwischen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken und der Schweizerischen Eidgenossenschaft abgeschlossen und vom sowjetrussischen Volkskommissär für den Außenhandel, A. J. Mikojan, sowie dem schweizerischen Delegierten für Handelsverträge, Dr. Hans Ebrard, unterzeichnet.

Maschinen, Apparate und Präzisionsinstrumente braucht Rußland, dessen Wirtschaft in raschem Aufschwung begriffen ist. Die Schweiz aber benötigt Getreide und Futtermittel, Baumwolle, Holz und Erdöl, bedarf der Rohstoffe für ihre chemische Industrie, sowie vegetabilischer Fette und Oele. Der Wirtschaftsvertrag läßt Rußland zu einem Großabnehmer für unsere Exportindustrie werden und sichert unseren Fabriken Arbeit und dem Volke eine Verbesserung der Ernährungslage. Die Schweizer Delegierten und die meisten ihrer Experten sind nach Abschluß des für unseren Außenhandel so wichtigen Vertrages aus Moskau zurückgekehrt. Wir zeigen sie im Bilde und fügen ihre Aussprüche darüber bei, was ihnen am neuen Rußland besonders aufgefallen ist.

Wir bleiben uns dabei des Zufälligen dieser verschiedenartigen Einzelbeobachtungen wohl bewußt. Etwas Fremdes, Neues ist in den letzten Jahrzehnten im Sowjetreich herangereift, etwas von ferne nicht leicht Verständliches. Subjektive Eindrücke kluger Beobachter können zwar manches leichter verständlich machen, ermöglichen aber noch kein Urteil; denn es bleibt immer äußerst schwer, zeitgenössischem Geschehen gerecht zu werden. F. H.

E. Klingelfuß

Charles Huber

Dr. Hans Ebrard, schweizerischer Delegierter für Handelsverträge, Chef der schweizerischen Delegation in Moskau, mit A. J. Mikojan, dem russischen Außenhandelskommissär, Unterzeichner des russisch-schweizerischen Handelsvertrages:

«‚Unsere tiefe und höchst lächerliche Selbstsucht hält diejenigen Zeiten für glücklich, welche irgendeine Aehnlichkeit mit unserem Wesen haben; sie hält ferner diejenigen vergangenen Kräfte und Menschen für löblich, auf deren Tun unser jetziges Dasein und relatives Wohlbefinden gegründet scheint. Ganz als wäre Welt und Weltgeschichte nur unsertwillen vorhanden.' — Dieses Wortes Jakob Burckhardts sollte eingedenk sein, wer über die heutige Sowjet-Union sich ein Bild zu machen sucht. Er wird angesichts dieses außerordentlichen Versuches, entgegen allem Hergebrachten mit vielfach neuartigen Methoden einer ungeheuer großen Völkerfamilie auf den Trümmern der Vergangenheit eine neue Wohnung zu bauen, nicht nur im Rückblick auf das Untergegangene verharren. Er wird vielmehr mit der Bescheidenheit und Zurückhaltung, die dem Beschauer ziemt, über dessen Land nicht gleich furchtbare Wogen weltgeschichtlichen Geschehens hinweggegangen sind, feststellen, daß mit großem Ernst und unter Einsatz gewaltiger Arbeit und Mittel ein sozialer und wirtschaftspolitischer Neubau ungeheuren Ausmaßes errichtet wird.»

Dr. P. Aeby, erster Sekretär des Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrievereins:

«Die wirtschaftlichen Beziehungen der Schweiz mit dem ehemaligen Rußland waren recht vielfältig und namentlich für die schweizerische Exportwirtschaft wertvoll, bot doch der russische Markt nahezu allen ihren Zweigen Absatzmöglichkeiten. Ein völlig umgestaltetes und von zentraler Stelle aus geplantes Wirtschaftsleben brachte in der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken das Monopol des Außenhandels, das vorweg die Bedürfnisse der raschen Industrialisierung dieses Landes berücksichtigt und deshalb bisher fast ausschließlich die Einfuhr von Produktionsmitteln und industriellen Rohstoffen vorsah. Infolge dieser Entwicklung hat auch die Ausfuhr der Schweiz ihre frühere Vielgestaltigkeit eingebüßt; sie besteht seit Jahren vorwiegend aus Maschinen und Apparaten. Wenn auch die mit den Verhandlungen in Moskau angestrebte Förderung des gegenseitigen Warenverkehrs heute in erster Linie unserer Landesversorgung dient, so bezweckt sie daneben doch ebenfalls die Erschließung neuer Möglichkeiten für die schweizerische Ausfuhr.»

Friedrich Bauer, Adjunkt der Handelsabteilung des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements:

«Ist es notwendig, im Zusammenhang mit der Aufnahme von Wirtschaftsbesprechungen mit der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken in Moskau nach besonderen Gründen für diese direkte Fühlungnahme zu forschen? Die Schweiz hat während der vergangenen Jahre stets einen Warenverkehr mit der UdSSR unterhalten, der sich allerdings in bescheidenerem Rahmen bewegte, als dies der Liefer- und Aufnahmefähigkeit beider Länder entsprach. Als in allerletzter Zeit ein steigendes sowjetisches Interesse für gewisse schweizerische Erzeugnisse sich geltend machte, war es naheliegend, daß die Schweiz, in einer Zeit erschwerter Zufuhren und schrumpfender Absatzmöglichkeiten, in direkten Wirtschaftsbesprechungen die schweizerischen Exporte nach der Sowjetunion in den Dienst der Landesversorgung zu stellen suchte. Die in Moskau abgeschlossene Vereinbarung bildet die Grundlage für einen sicherlich im beiderseitigen Interesse liegenden Ausbau des Warenverkehrs zwischen den beiden Ländern.»

Henri Borel, Mitarbeiter der Handelsabteilung im Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement:

«Die Wochen, die ich mit der schweizerischen Wirtschaftsdelegation in Moskau verbrachte, haben mir wieder einmal gezeigt, wie wichtig und notwendig es ist, daß jeder Schweizer sich frägt, wo und wie er zwischen Menschen und Nationen Brücken schlagen kann, und zwar speziell in der jetzigen Zeit und allen Schwierigkeiten zum Trotz. Ich glaube, daß die Reise unserer Wirtschaftsdelegation nach Moskau einen konstruktiven Schritt in diesem Sinne darstellt.»

Dr. A. Zehnder, erster Legationssekretär, der Handelsabteilung des Eidg. Volkswirtschaftsdepartements zugeteilt:

«Wenn jemand, wie ich, früher in Rußland war, so ist er versucht, wirtschaftliche Vergleiche zwischen damals und jetzt anzustellen. Es ist dies aber ein müßiges Unterfangen; denn zwischen damals und jetzt ist mancher Sturm über Europa hinweggebraust. Man nehme deshalb die heutige Sowjet-Union so, wie sie ist: ein großes Land, reich an Naturschätzen und bestrebt, ihre wirtschaftliche Entwicklung nach Kräften zu fördern.»

E. Klingelfuß, Vizedirektor der A.-G. Brown, Boveri & Cie., Baden, vertrat bei den Wirtschaftsverhandlungen in Moskau den Verein Schweiz. Maschinen-Industrieller:

«Das Interesse der Sowjet-Union an unserem Export gilt vor allem den Erzeugnissen unserer Maschinen-Industrie wie: Werkzeugmaschinen, Dampf- und Wasserturbinen, elektrische Maschinen und Apparate, Einrichtungen und Instrumente für wissenschaftliche Untersuchungen usw. Die in Moskau getroffenen Vereinbarungen über den Warenaustausch beruhen denn auch nahezu vollständig auf den Lieferungen unserer Maschinenindustrie: Ohne Maschinenexport kein Import von sowjetrussischem Getreide, Oelen und Fetten, flüssigen Brennstoffen und andern für die Landesversorgung wichtigen Waren. Dem letzten Schweizer muß an diesem Beispiel klar werden, welche Bedeutung unserm Export, vor allem dem Maschinenexport, in unserer Volkswirtschaft zukommt. — Ueber die Sowjet-Union als Kunden kann ich aus langjähriger Erfahrung nur sagen: Kein gestrengerer Abnehmer als der sowjetrussische Inspektor; aber auch kein

Dr. P. Aeby

Friedrich Bauer

Henri Borel

Dr. A. Zehnder

J. Gastpar

Dr. Carlo Fleischmann

Ernst Liechti

R. J. Jecker

Fritz Schätti

Th. Amschwand

Robert Veron

E. Butscher

pünktlicherer Zahler als die Russische Staatsbank. Vergegenwärtigt man sich noch die Größe der Sowjet-Union, ihren Reichtum an Bodenschätzen und Agrarerzeugnissen, ihre unermeßlichen Bedürfnisse auf unbeschränkte Zeiten, so erkennt man die überragende Bedeutung gerade dieses Kunden für unsern Export.»

Ingenieur J. Gastpar, Direktor der Gebrüder Sulzer A.-G., Maschinenfabrik Winterthur.

Dr. Carlo Fleischmann, Präsident der Getreidebörse Zürich:

«Das Verhältnis von Arbeit und Lohn in Rußland — dies war eine der vielen persönlichen Fragen, die ich mir während unseres Aufenthaltes in Moskau beantworten lassen wollte. Nach meinen Erfahrungen richtet sich seit einigen Jahren die Entlöhnung nach dem Leistungsprinzip, das heißt: der Lohn wird vorwiegend nach der individuellen Leistungsfähigkeit gestuft. So gibt es Fälle, in denen besonders tüchtige und erfolgreiche Arbeiter der Industrie und Verwaltung — jeder Werktätige ist ‚Arbeiter' im Dienste des Staates — sogar ein Mehrfaches ihrer Kollegen verdienen. Da der russische Staat das Ziel von Höchstleistungen ebenfalls auf dem Gebiete der Wissenschaft, der bildenden Künste, des Theaters und des Tanzes verfolgt und, wie ich gesehen habe, auch erreicht, so werden gerade auf diesem kulturellen Arbeitsfeld sehr differenzierte Honorare gezahlt. Darüber hinaus prämiiert der russische Staat einmalige schöpferische Leistungen, gleichgültig auf welchem Gebiet, mit finanziell hoch dotierten Urkunden.»

Ernst Liechti, Direktor der Schweizerischen Genossenschaft für Getreide und Futtermittel:

«Schade, daß die Rußlandreise auf einen Wintermonat mit schneebedecktem Land fiel; ich hätte die russischen Getreidefelder lieber im Juli gesehen. — Unsere Müller und Bäcker wissen die guten Eigenschaften des russischen Weizens aus langer Erfahrung zu schätzen und werden es begrüßen, wenn größere Mengen dieser Provenienz hereinkommen.»

R. J. Jecker, Zürich:

«Auf wirtschaftlichem Gebiet eilt Rußland mit großen Schritten vorwärts, mit vollem Einsatz seines natürlichen Reichtums und der Energie seiner Bevölkerung. Hierbei sind die kulturellen Aufgaben keineswegs vergessen. Eine hervorragende Pflege der Kunst beweist dies.»

Charles Huber, Zürich:

«Eindrucksvoll in ihrer architektonisch sauberen Gestaltung sind die mächtigen Neubauten in Moskau wie: die Lenin-Bibliothek, das Hotel Moskwa, das Volkskommissariat, das Theater der Roten Armee, der Tschaikowsky-Konzertsaal, die Metro-Stationen und andere; ein markanter Unterschied zwischen dem früheren und dem jetzigen Moskau.»

Fritz Schätti, Basel:

«Ich hatte Gelegenheit, in Moskau eine Ausstellung von Metallbearbeitungsmaschinen zu besichtigen, wo sowohl die neuesten russischen wie aus Westeuropa eingeführten Konstruktionen gezeigt werden. Der Russe ist stolz auf seine auf industriellem Gebiete erzielten Erfolge, anerkennt dabei aber neidlos, daß gerade die schweizerischen Maschinen das Vollendetste an Präzision und Leistung darstellen.»

Th. Amschwand, Holzimporteur, Zürich:

«Ich war schon in früheren Jahren geschäftlich in Odessa, Leningrad und Moskau. Von der eben absolvierten Reise bringe ich den Eindruck mit nach Hause, daß manches im großen Reich der Russen, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet, besser geworden ist.»

Robert Veron, Bern:

«‚Moskau Februar 1941' wird wohl allen Teilnehmern der Schweizerischen Handelsdelegation in Erinnerung bleiben. Die Fülle der Eindrücke war überwältigend; sie waren nicht einheitlich und konnten es der Natur der ganzen Situation nach auch nicht sein, aber mancher hat wohl seine Hefte in bezug auf Rußland revidiert. — Mein Eindruck war: ‚Es isch Zyt gsi, das mr sy gange' und wenn man das bei mir übliche Berner Tempo in Betracht zieht, wurde wohl die kommerzielle Verbindung nicht zu früh hergestellt.»

E. Butscher, Zürich:

«Besondern Eindruck in Rußland machte auf mich eine gewisse Großzügigkeit, die sich in der Breite der neuen Straßen und Brücken, Größe der Plätze und Bauten und in der geradezu luxuriösen Untergrundbahn Moskaus äußert.»

ASIATISCHE KUNST AUS SCHWEIZER SAMMLUNGEN

Eine Ausstellung, veranstaltet von der Schweizerischen Gesellschaft der Freunde ostasiatischer Kultur, gemeinsam mit der Kunsthalle Bern

Die am 1. Februar eröffnete Schau asiatischer Kunstgegenstände gibt erstmalig eine umfassende Uebersicht über die in der Schweiz bisher zum Teil verborgen gewesenen Schätze der fernöstlichen Welt. Es war für die Veranstalter selbst eine Ueberraschung, daß eine solche Fülle kostbaren Materials sowohl aus den Museen als auch aus privatem Besitz zu Tage gefördert werden konnte.

Obwohl bekanntlich gerade die Schweiz im letzten Jahrhundert die Beziehungen zu dem östlichen Asien durch wissenschaftliche Forschungsarbeit, durch Missionstätigkeit und vielfach auch durch den Handel besonders gepflegt hatte, war man auf einen so erstaunlichen Reichtum an wirklichem Kunstgut nicht vorbereitet, auf einen Reichtum, der für den starken Kunstsinn des Schweizers spricht und auch für seine Fähigkeit, in das Fremdartige jener Gedankenwelt einzudringen, die durch diese Kunst veranschaulicht wird. Die drei großen Kulturkreise Asiens: Indien, China und Japan sind hier miteinander verwoben, verschieden in ihren Ausdrucksformen und doch innerlich geeint durch weltanschauliche und religiöse Bindung.

Die indische Kunst konnte ebenso wie die japanische nur in Stichproben gezeigt werden; für China hingegen war es möglich, an Hand der reichen Bestände eine Art entwicklungsgeschichtlicher Uebersicht zu geben. Von der Frühzeit an, die durch jungsteinzeitliche Keramik vertreten ist, konnte man über die Sakralgefäße aus Bronze und über die Grabbeigaben des Ahnenkults hinweg die buddhistische Bildnerei der T'ang-Zeit (7. bis 10. Jahrhundert) und die Malerei der Sung-Zeit (10. bis 13. Jahrhundert) durch gute Beispiele belegen und dann dem Gang der Entwicklung dieser Künste bis in das 18. und 19. Jahrhundert folgen. Ein genußreicher und zugleich lehrreicher Weg durch Jahrtausende hohen künstlerischen Könnens.

Die beiden Bildtafeln, aus der Fülle des Gebotenen herausgehoben, zeigen die bezaubernde Sicherheit, mit welcher die indische Malerei der Spätzeit die reizvolle Anmut bewegter Frauenkörper wiederzugeben wußte, und eine japanische Buddhastatue des 9. bis 10. Jahrhunderts, deren abstrakte Linienschönheit wunderbar zusammenklingt mit der undurchdringlichen Weltenferne der Gesichtszüge.

Jakob Burckhardt

ÜBER DEN STAAT

Wem ist noch nie die Frage gestellt worden, welche Bücher er in greifbarer Nähe wissen möchte, wenn er für den Rest seines Daseins auf eine ferne Insel verschlagen würde, von wo es kein Zurück mehr gäbe zu den Menschen und zum Ueberfluß aller Dinge! Jakob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» gehören zu den Druckerzeugnissen, die in diesem Zusammenhang genannt zu werden verdienen. Ein «Arsenal tiefster Gedanken» nennt Ernst Troeltsch, der große Religionssoziologe, die unvergleichliche Sammlung geschichtsphilosophischer Betrachtungen, denen sieben Jahrzehnte nichts von ihrer Frische, ihrer Gegenwärtigkeit, ihrer Gültigkeit und ihrer geistigen Strahlkraft zu nehmen vermochten. Aus dem Kapitel über den Staat legen wir hier unsern Lesern einen kleinen Abschnitt vor.

Je nach der Uranlage und den späteren Erlebnissen und je nach der Einwirkung von Religion und Kultur sind eben die Staaten enorm verschieden, daher bei Anlaß der beiden letztern Einwirkungen von diesen Dingen zu reden sein wird. Hier möge nur der Gegensatz des Großstaates und des Kleinstaates und deren Verhältnis zur innern Beschaffenheit berührt werden.

Der Großstaat ist in der Geschichte vorhanden zur Erreichung großer äußerer Zwecke, zur Festhaltung und Sicherung gewisser Kulturen, die sonst untergingen, zur Vorwärtsbringung passiver Teile der Bevölkerung, welche, als Kleinstaat sich selbst überlassen, verkümmern würden, zur ruhigen Ausbildung großer kollektiver Kräfte.

Der Kleinstaat ist vorhanden, damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind, ein Ziel, wobei die griechischen Poleis in ihrer bessern Zeit trotz ihres Sklavenwesens in großem Vorsprung gegen alle jetzigen Republiken bleiben. Kleine Monarchien haben sich diesem Zustand möglichst zu nähern; kleine Tyrannien, wie die des Altertums und der italienischen Renaissance, sind die unsicherste Staatsform und haben die beständige Neigung, in einem größeren Ganzen aufzugehen. Denn der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Großstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig aufwiegt; jede Ausartung in die Despotie entzieht ihm seinen Boden, auch die in die Despotie von unten, trotz allem Lärm, womit er sich dabei umgibt.

Welches auch der Ursprung eines Staates («der politischen Zusammenfassung eines Volkstums») sei, er wird seine Lebensfähigkeit nur beweisen, wenn er sich aus Gewalt in Kraft verwandelt.

Zwar, solange das äußere Wachstum dauert, strebt jede Macht nach völliger Ausrundung und Vollendung nach innen und außen und hält kein Recht der Schwächeren für gültig.

Abgesehen davon, was die Macht nach innen tut, wie der Aufhebung aller übernommenen Spezialrechte, und der Ausdehnung des Machtbegriffes auf alles und jedes, angeblich im Interesse des Allgemeinen bis zur letzten Konsequenz des l'état c'est moi, stellt sich ihr Tun nach außen in seiner naivsten Gestalt in den alten Weltmonarchien dar, wo man erobert und knechtet und plündert und brandschatzt, so weit und breit als man kann, und gefolgt von Beute und Sklaven in Theben oder Ninive mit Triumph einfährt und beim Volk als geliebter König gilt —, bis eine stärkere neue Weltmonarchie entsteht. Im neueren Europa aber wechseln Zeiten längerer Ruhe und Zeiten territorialer Krisen, weil an irgend einer Stelle das sogenannte Gleichgewicht (das gar nie existiert hat) gestört worden ist.

Und nun zeigt es sich — man denke dabei an Louis XIV., an Napoleon und an die revolutionären Volksregierungen —, daß die Macht an sich böse ist (Schlosser), daß ohne Rücksicht auf irgend eine Religion das Recht des Egoismus, das man dem einzelnen abspricht, dem Staate zugesprochen wird. Schwächere Nachbarn werden unterworfen und einverleibt oder irgendwie sonst abhängig gemacht, nicht, damit sie selbst nicht mehr feindlich auftreten, denn das ist die geringste Sorge, sondern damit sie nicht ein anderer nehme oder sich ihrer politisch bediene; man knechtet den möglichen politischen Verbündeten eines Feindes. Und auf dieser Bahn angelangt, ist dann kein Anhaltens mehr; alles wird exkusabel, denn «mit der bloßen Beschaulichkeit wäre man zu nichts gelangt, sondern frühe von den andern Bösewichtern gefressen werden», und «die andern machen's auch so».

Das Nächste ist, daß dergleichen im Vorrat geschieht, ohne irgend einen besondern Anlaß, nach dem Grundsatz: «Nehmen wir es zur rechten Zeit, so sparen wir einen künftigen gefährlichen Krieg.» Endlich bildet sich ein permanentes Gelüste des Arrondierens; man nimmt an, was einem gelegen liegt und was man erwischen kann, namentlich «unentbehrliche» Küstenstriche, und benützt dabei alle Schwächen, innern Krankheiten und Feinde des Schlachtopfers; der Grad der Wünschbarkeit, namentlich des Zusammenlegens kleinerer Gebiete, die Aussicht auf Vervierfachung des Wertes bei bloßer Verdoppelung des Gebietes usw. wird unwiderstehlich; vielleicht wünschen die betreffenden Bevölkerungen selbst, zumal Kleinstaaten ohne Freiheit, eine Reunion, weil ihnen dabei Erweiterung von Zollgebiet und Industriezone in Aussicht steht, der modernen künstlichen Schmerzensschreie usw. zu geschweigen.

Missetaten müssen womöglich naiv geschehen; denn gräßlich ist die ästhetische Wirkung der Rechtdeduktionen und der Rekriminationen von beiden Seiten. Man schämt sich nämlich der heißersehnten und mit allen Verbrechen erreichten Macht, da das Recht noch immer einen Zauberklang hat, den man bei den Menschen nicht entbehren will. So kommt man zu einer Sophistik, wie sie z. B. Friedrich II. beim Ersten Schlesischen Kriege sich gestattete, und zu der sauberen Lehre von den «unberechtigten Existenzen».

Die spätere wirklich erreichte Amalgamierung des Geraubten ist keine sittliche Lossprechung des Räubers, wie überhaupt nichts gutes Folgendes ein böses Vorangegangenes entschuldigt.

Auch auf das Schrecklichste, was geschehen, muß ja die Menschheit sich wieder einrichten, ihre noch heilen Kräfte herbeibringen und weiterbauen.

Auch der auf lauter Fluch errichtete Staat wird gezwungen, mit der Zeit eine Art von Recht und Gesittung zu entwickeln, weil sich die Gerechten und Gesitteten seiner allmählich zu bemächtigen wissen.

Endlich kommt noch die große indirekte Exkuse: daß, ohne Vorauswissen des Täters, durch seine Tat große, einstweilen fernliegende weltgeschichtliche Zwecke gefördert werden.

So räsonnieren besonders Späterlebende, die ihren zeitlichen Vorteil auf das seither Gewordene gegründet wissen. Aber es erheben sich die Gegenfragen: Was wissen wir von Zwecken? Und, wenn solche existierten, konnten sie nicht auch auf anderm Wege erreicht werden? Und ist die Erschütterung der allgemeinen Sittlichkeit durch das gelungene Verbrechen so gar nichts?

Das höchste, wozu der Staat es bringt, ist dann das Pflichtgefühl der Bessern, der Patriotismus, der auf seinen beiden Stufen, nämlich der der primitiven und der der abgeleiteten Kulturen, im Volke mehr unwillkürlich, als hohe Rassetugend erscheint, teilweise gespeist vom Hasse gegen die, welche nicht wir sind, in den gebildeten Geistern aber als Bedürfnis der Hingebung an ein Allgemeines, der Erhebung über die Selbstsucht des einzelnen und der Familie, soweit dies Bedürfnis nicht von der Religion und von der Gesellschaft absorbiert wird.

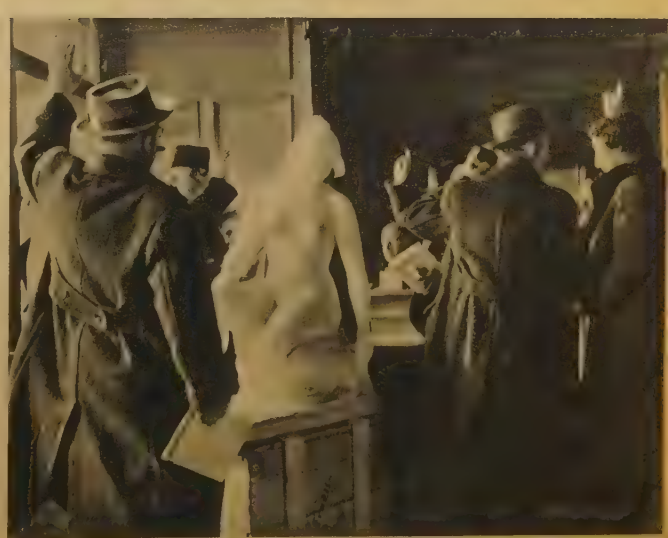
Eidgenössische Kunstpflege

Mit vier farbigen Reproduktionen nach Gemälden einiger Schweizer Künstler, welche beim heurigen Kunststipendienwettbewerb ausgezeichnet wurden

Im Rahmen der eidgenössischen Kunstpflege veranstaltet das Eidgenössische Departement des Innern, gestützt auf die Bestimmungen der Art. 48 und ff der Verordnung über die eidgenössische Kunstpflege vom 29. September 1924 jedes Jahr einen Kunststipendienwettbewerb. Zu diesem werden alle Schweizer Künstler, die das 40. Altersjahr nicht überschritten oder sich nicht bereits fünfmal ohne Erfolg daran beteiligt haben, zugelassen. Der Zweck der eidgenössischen Kunststipendien ist, bereits vorgebildeten, besonders begabten Schweizer Künstlern, denen es die eigenen Mittel nicht erlauben, ihre Studien fortzusetzen, die Möglichkeit zu geben, dies mit Bundeshilfe zu tun, und zwar durch Aufenthalte an ausländischen Kunstschulen und Kunststätten, Studienreisen usw. Das

Bundesrat Etter im Gespräch mit dem Präsidenten der eidgenössischen Kunstkommission, Augusto Giacometti, in der Wandelhalle des Parlaments.

Blick in die Wandelhalle des Parlaments mit den ausgestellten Arbeiten der Bewerber. Etwa 100—150 Künstler beteiligen sich jedes Jahr an dem Wettbewerb.



Die eidgenössische Kunstkommission bei der Arbeit. Durch wiederholte Abstimmungen werden von den mehreren hundert eingesandten Arbeiten die schwachen Stücke ausgeschieden, bis zuletzt die auszeichnungswürdigen übrig bleiben.

Sécheresse, Landschaft aus dem Kanton Genf.
Oelgemälde von Marguerite Seippel, Genf.

Eidgenössische Departement des Innern kann laut Art. 48 der Kunstverordnung jährlich einen Betrag bis zu Fr. 30000.— für die Zuerkennung von Stipendien aufwenden. — Ueber das Verfahren bei der Abwicklung des Stipendienwettbewerbes kann kurz folgendes gesagt werden: Die angemeldeten Künstler haben je zwei bis drei Probearbeiten einzusenden, die von der eidgenössischen Kunstkommission als Jury beurteilt werden. Bei einer Teilnehmerzahl von 120—150 Bewerbern langen also rund 350—450 Arbeiten ein, was dem Ausmaß einer mittelgroßen Ausstellung entspricht. Diese Arbeiten müssen in Räumen des Parlamentsgebäudes in Bern für die Besichtigung und Prüfung durch die eidgenössische Kunstkommission bereitgestellt werden. Da die Anzahl der Stipendien beschränkt ist, kann also nur ein kleiner Teil der Bewerber in Betracht fallen, je nach den Umständen acht bis zehn Maler und Graphiker, vier bis sechs Bildhauer, ein bis zwei Architekten. Das heißt, daß etwa zehn Prozent der Bewerber berücksichtigt werden können. Aufgabe der Kunstkommission ist es nun, diejenigen Bewerber zu bezeichnen, deren Arbeiten sie als die besten betrachtet, und sie für die Zuerkennung eines Stipendiums, resp. eines Aufmunterungspreises vorzuschlagen. Das Resultat des diesjährigen Stipendienwettbewerbes kann kurz dahin zusammengefaßt werden, daß die eidgenössische Kunstkommission dem Departement des Innern zuhanden des Bundesrates beantragt hat, sieben Malern und drei Bildhauern Stipendien, sechs Malern, zwei Bildhauern und zwei Architekten Aufmunterungspreise zuzuerkennen. Der Bundesrat hat diesem Antrage zugestimmt. Ueber die Auswirkung der Kunststipendien an Schweizer Künstler kann gesagt werden, daß die eidgenössische Kunstkommission bis anhin in der Auswahl der Künstler eine glückliche Hand gehabt hat und daß beinahe alle Künstler, die eines Bundesstipendiums teilhaftig geworden sind, es mit Vorteil angewendet haben, und daß die meisten von ihnen zu den namhaftesten Künstlern des Landes gehören.

Drei Mitglieder der eidgenössischen Kunstkommission; von links nach rechts: F. Metzger, Architekt, Zürich; Dr. W. Wartmann, Direktor des Zürcher Kunsthauses; Dr. P. Hilber, Direktor des Kunstmuseums Luzern.

Soldaten im Marsch. Oelgemälde von Pierre Warmbrodt, St. Imier.

Geranienfenster. Oelgemälde von Albi Neuenschwander, Brig.

Einstmals

zwischen Australien und England

Immer kleiner wird die Zahl der Segelschiffe, die die Weltmeere befahren. Unsere hastige Epoche kat keine Zeit und wenig Sinn mehr für die herrliche Romantik der Hochseesegelei, und erst recht der Krieg hat die stolzen Vier- und Fünfmaster von der Bildfläche vertrieben. U-Boote, Kreuzer und Zerstörer beherrschen und gefährden das Feld. Von den rund zwei Dutzend Großseglern, die es noch gibt, dienen etwa zehn in den Kriegsmarinen der Seemächte als Schulschiffe, die übrigen gehören dem finnischen Reeder G. Ericksen und sind in Mariehamn auf den Aalandsinseln beheimatet. Sie befuhren, als die Meere noch frei waren, auf den alten Seglerrouten den Atlantischen, den Großen und den Indischen Ozean, beförderten auf der Hinfahrt billige europäische Fracht nach Südamerika, Indien und Australien und brachten auf der Rückfahrt Getreide, Kali, Kaffee, Wolle, Baumwolle nach Europa. Einige von diesen Schiffen: die «Parma», «L'Avenir», die «Priwall», die «Padua» und die «Herzogin Cäcilie» sind als Getreideklipper zu großer Berühmtheit gelangt. Getreideklipper nennt man sie darum, weil sie alle die «Weizenregatta» fuhren, das klassische Rennen der großen Handelssegler zwischen Australien und England. Bei diesem Rennen beförderten diese Schiffe hauptsächlich australischen Weizen. Den bis jetzt ungebrochenen Rekord für die Strecke Australien-England über die Route Kapstadt-Kanarische Inseln-Biscaya hält seit 1869 mit 61 Tagen, 15 Stunden die englische Viermastbark «Thermopyläe». Die durchschnittliche Reisedauer für die Segler auf der besagten Route beträgt 90—95 Tage. Die «Penang», die unser Bild beim Getreiderennen 1938 zeigt, absolvierte die Wettfahrt in 111 Tagen.

Vornehme mexikanische Frauen als Zuschauerinnen bei einem Stierkampf in Mexiko-City

Werdende spanische Piloten mit ihrem Fluglehrer

„The Illustrated London News"

berichten über die Belagerung und Besetzung von Paris im Jahre 1871 durch die Deutschen.

In den heurigen Februartagen waren es 70 Jahre, seitdem im Deutsch-Französischen Kriege die preußischen Truppen nach 132tägiger Belagerung in Paris einzogen. Der Kapitulation der Hauptstadt am 28. Januar 1871 folgten die Präliminarfriedensverhandlungen von Versailles und am 10. Mai der endgültige Friedensschluß zu Frankfurt am Main. Die Bilder entstammen der bekannten englischen Zeitschrift «The Illustrated London News», die als eine der ersten Bilderzeitungen der Welt schon damals ihre Bildberichterstatter auf die Kriegsschauplätze entsandte, zwar nicht mit der Kamera, sondern mit Stift und Pinsel. Es ging damals noch nicht so rasch, bis die Schlachtenbildberichte vor die Augen der Leser gelangten wie heute, denn die Zeichnungen erschienen erst einen Monat nach dem Vorfall in der Zeitung. Eine Anzahl dieser Bilder sind — weil keine andere Möglichkeit bestand — mit Ballonposten aus dem belagerten Paris hinausbefördert worden.

Blick auf den Pont de Neuilly an einem Nachmittag in den ersten Tagen des Waffenstillstandes. Ungeheure Menschenmengen strömten über die Brücke nach ihren Landhäusern und Behausungen in der Umgebung von Paris. Andere Städter kamen zur Befriedigung ihrer Neugierde hinaus zu den deutschen Befestigungslinien. In umgekehrter Richtung zogen aus der Provinz unzählige Fuhrwerke mit Reisenden und Lebensmitteln in die Stadt herein. So waren zu gewissen Tageszeiten die Brücken und Straßen, die vom Etoile-Platz nach Westen führen, buchstäblich verstopft.

Die ersten deutschen Militärs in Paris. Die erste Einheit, die nach den Uebergabeverhandlungen in Paris einmarschierte, waren die 14. Preußischen Husaren. Unter dem Kommando von Hauptmann von Colond ritt die Schwadron am 28. Januar 1871 um 8 Uhr morgens von Westen her über die heutige Avenue de la Grande Armée in die Stadt ein. Beim Triumphbogen am Etoile-Platz angelangt, galoppierte Leutnant Bershardy mit drei Mann seines Berittes um den Bogen herum. Die Reliefs an dem Denkmal sind durch Bretterverschläge gegen Geschoßwirkung geschützt.

Eine Salve deutscher Granaten platzt innerhalb der Festungsmauern von Paris in der Nähe der Porte d'Auteuil. Als am 19. September 1870 die Zernierung von Paris durch die preußischen Truppen vollzogen war, entstand im deutschen großen Hauptquartier ein Meinungsstreit über die Frage, ob die Stadt nur belagert oder auch bombardiert werden solle. Bismarck war für Beschießung, Moltke und General Blumenthal, der Chef der kronprinzlichen Armee, dagegen hielten sie für überflüssig: die Aushungerung werde sicherer wirken. In Deutschland selbst erhoben sich bedeutende abmahnende Stimmen im Interesse der Zivilisation und Humanität. Am Ende siegte Bismarck, und am 27. Dezember begannen die Bombardements, die aber keine entscheidende Wirkung hatten. Entscheidend für die spätere Kapitulation war vielmehr der Stand der Lebensmittelversorgung.

Ruinen rund um Paris. Die Vorstadt St. Cloud, die zum großen Teil während der Belagerung vom Feuer zerstört wurde. 132 Tage, vom 19. September 1870 bis 28. Januar 1871, dauerte die Belagerung von Paris, und in dieser Zeit lernten die Pariser den Hunger kennen wie selten die Bevölkerung einer belagerten Stadt in der Geschichte. Paris hatte damals schon über 1,5 Millionen Einwohner, dazu kam das Besatzungsheer von 580000 Mann. Bereits Ende November ging das Rind-, Schweine- und Schaffleisch aus. Man mußte sich mit Pferdefleisch begnügen, das schließlich auf 30 Gramm pro Tag rationiert wurde. Täglich wurden 600—700 Pferde geschlachtet. Gegen das Ende der Belagerung aber wurde alles andere Getier zur Ernährung herangezogen. Die Hunde und Katzen mußten daran glauben, und das Fleisch sämtlicher Tiere des Zoos wanderte in die ersten Restaurants. Nach Neujahr kostete ein Pfund Hundefleisch 2 Franken, für Ratten wurden im Schwarzhandel bis 5 Franken bezahlt. Entsprechend dieser Mangelwirtschaft erhöhte sich die Sterblichkeit der Bevölkerung. Wöchentlich starben rund 4000 Personen infolge Unterernährung, Schwäche oder Hunger.

Bois de Boulogne zur Zeit der Belagerung von Paris. Der größte Teil des Wäldchens von Boulogne mußte dem Kriege geopfert werden. Es geschah aus verschiedenen Gründen. Holz brauchte man im belagerten Paris, das von jeder Kohleneinfuhr abgeschlossen war, zum Heizen und Kochen. Noch größere Quantitäten aber benötigte man zur Neuanlage und Ausbesserung von Befestigungswerken.

Hausdurchsuchung in Versailles. «Trotz den Einwendungen des Hausherrn sind preußische Landwehrsoldaten in das Privathaus eingedrungen und durchstöbern Räume und Kästen nach Waffen. Ernst und Ruhe, Betrübnis und Verachtung sind im Gesicht der Hausfrau zu lesen, aber rührend ist das Bild, wie der kleine Sohn sein Spielgewehrchen unter Tränen dem alten Landwehrmann aushändigen will.»

Der Abmarsch der ersten Deutschen aus Paris. Vier Tage waren 30000 Mann in der Stadt anwesend. Dann zogen sie wieder ab, zur großen Erleichterung und Freude der Bevölkerung; denn laut den Klauseln des Waffenstillstandsvertrages durften sie nur die Forts, nicht aber die Stadt besetzt halten. Die Stadt Paris mußte eine Kontribution von 200 Millionen Franken entrichten.

Die Zeichnungen von Ettore Cocchi sind dem bei Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, erschienenen Buch von Josef Kraft «Klötzlis lustige Abenteuer» entnommen, das eine freie Bearbeitung des Werkes «Pinocchio» von Collodi (Carlo Lorenzini) darstellt. Uebrige Bilder: Walt Disney Productions

Dieselben Figuren aus Disneys Film «Pinocchio».

PINOCCHIO UND

Pinocchio ist ein berühmtes Wesen, der kecke Held von Walt Disneys großem Trickfilm, ein anspruchsvolles Geschöpf, das seine Väter viel Geld und Kopfzerbrechen gekostet hat.

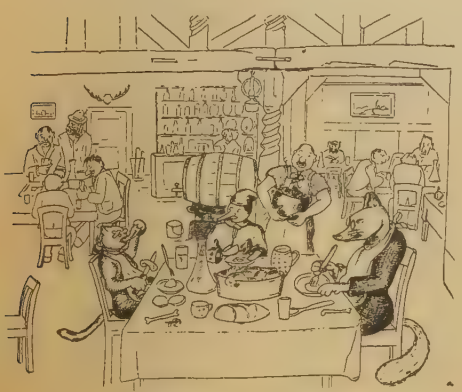
Klötzli ist ein bescheidenes Hampelmännchen aus Holz, das auf knapp 150 Seiten eines Kinderbuches Raum genug hat, um eine Menge drolliger und gefährlicher Abenteuer zu erleben. Und doch sind Pinocchio und Klötzli sehr nahe miteinander verwandt. Ihr Vater ist der Italiener Collodi (Carlo Lorenzini). Er hat die entzückende Geschichte vom alten Holzschnitzer Geppetto erfunden, der aus einem Holzklotz die Marionette Pinocchio schnitzt und zu seinem Erstaunen erleben muß, daß dieser Pinocchio lebendig ist — so lebendig, daß er dem alten Geppetto sogleich durch allerlei mutwillige und böse Streiche das Leben sauer macht, alle Güte und Fürsorge mit Frechheit und Undank vergilt, in schlechte Gesellschaft gerät, viele Gefahren und Strafen zu bestehen hat, um endlich, nachdem er fleißig, tapfer und vernünftig geworden ist, von einer guten Fee aus seinem Marionettendasein erlöst und in ein hübsches, munteres Büblein verwandelt zu werden. Und Klötzli? Das ist ganz einfach Pinocchio, der einen schweizerischen Paten gefunden hat, Josef Kraft, dem es gelungen ist, Collodis Buch auf anmutige und treffende Weise ins Deutsche zu übertragen. Um dem kleinen Pinocchio-Klötzli das Leben in einem schweizerischen Buch vertraut zu machen, hat der Uebersetzer einen in der Schweiz lebenden Italiener, Ettore Cocchi, gebeten, die Bilder für das Klötzli-Buch zu zeichnen. Cocchi ist kein «Zünftiger»; er betreibt neben einem biederen Handwerk Zeichnen und Malen als Liebhaberei. Aber gerade das macht seine Zeichnungen so warm und lebendig, so lustig und so reich: das Liebhaben. Cocchi hat die Kinder und ihre Spiele lieb, die Märchen und die Tiere, die drolligen, abenteuerlichen ungeschickten Geschöpfe und — seine italienische Heimat. Diese Heimat schildert er immer wieder als Schauplatz von Klötzlis Abenteuern, die einfachen, schöngegliederten Steinhäuser, die lustigen, lockeren Straßenfluchten, die belebten Marktplätze, die an Theaterdekorationen erinnern, die Meeresküste mit schwarzbärtigen Fischern, die weiten, mit vielerlei alltäglichem, lebenswarmem Gebrauchsgerät angefüllten Räume.

Die Werkstatt Geppettos.

Es ist ganz natürlich, daß Walt Disney sich von Collodis «Pinocchio» zu einem neuen Trickfilm begeistern ließ. Collodis Geschichte vom frechen Hampelmann ist übervoll an grotesken Zügen und Gestalten, an phantastischen Verwandlungen und boshaften oder belehrenden Karrikaturen — im Gegensatz zu der reinen Märchenatmosphäre in «Schneewittchen und die sieben Zwerge», die sich durch die Mittel des Grotesktrickfilms viel weniger überzeugend gestalten ließ. Collodis Buch ist kein reines Märchen, sondern eigentlich eine Moralgeschichte mit einer Fülle von satirischen Seitenhieben auf gesellschaftliche Vorurteile, auf menschliche Verschlagenheit aller Art, auf Hehlertum, Geldgier und Dummheit. Sicher hat aber nicht diese moralische Tendenz von Collodis Buch Disney bestochen, sondern vor allem der Umstand, daß hier sozusagen fertige Trickfilm-Figuren erfunden und zueinander in amüsante, spannende, bewegte Beziehungen gebracht waren. Schon Pinocchio selbst, der lebendige Hampelmann, mußte ein Liebling Disneys sein. Es gab aber dazu einen boshaft-schlauen Fuchs, eine heruntergekommene, räuberische Katze, eine zartfühlende Grille, einen furchterregenden Hampelmeister, es gab Schnecken und Fische, Kasperlifiguren und verzauberte Tiere, und es gab sogar eine Sensation von amerikanischen Ausmaßen: einen Haifisch, der Pinocchio, Geppetto und ein ganzes Segelschiff verschlucken konnte. Collodis Gestalten und ihre Erlebnisse entsprechen in hohem Maße den lebensvollsten Geschöpfen und den sprühendsten Geschichten Disneys, und ge-

KLÖTZLI

rade dieser Gleichklang der schöpferischen Phantasie beweist, daß Disney einer der großartigsten Erzähler unserer Zeit ist. Es ist auch ganz falsch, Disney stets als «typischen Amerikaner» in die Schranken der amerikanischen Groteske zu weisen. Er ist in die Märchen und Fabeln aller Zeiten und Länder verliebt und hat uns wahrhaftig schon oft genug bewiesen, daß er eine Fabel mit Geschmack, Anmut und Liebenswürdigkeit zu erzählen vermag. Der Fall Pinocchio zeigt uns auch, daß das Groteske und Sensationelle in Disneys Filmen nicht unbedingt «amerikanisch» zu sein braucht; die Szenen im kilometerlangen Magen des Haifisches, die Disney in seinem Film mit der zauberhaften Gestaltungsfreiheit des Trickfilmzeichners schildert, sind vom Italiener Collodi erfunden worden, und Josef Kraft hat in seinem «Klötzli» keineswegs auf sie verzichtet.



Klötzli in schlechter Gesellschaft.

Wir haben im Zusammenhang mit Pinocchio von Klötzli gesprochen, weil wir darauf hinweisen wollten, daß Groteske und kühne Phantastik nicht an mehr oder weniger kostspielige Ausdrucksmittel gebunden sind. Disney mußte, um seinen abendfüllenden Pinocchiofilm mit Spannung und sprühendem Leben zu erfüllen, ein ganzes Feuerwerk von Einfällen loslassen, ein sehr teures, zeitraubendes, mit unendlicher Kleinarbeit und erstaunlichem technischem Aufwand zusammengestelltes Feuerwerk. Aber nicht der Aufwand ist für das Bezaubernde eines Films entscheidend, sondern die Anmut des Vortrags, die Liebe zum gestaltenden Leben, die schöpferische Unrast, die tausend entzückende Kleinigkeiten zu entdecken und einzufügen vermag.

Diese schöpferische Unrast ist es, die Disney zu einem Großen und besonders Liebenswerten unter den Filmerzählern macht.

Und gerade weil nicht der Aufwand, sondern der Geist entscheidet, haben wir von Josef Krafts Klötzlibuch mit den Zeichnungen Cocchis gesprochen. Wir zeigen einige dieser Zeichnungen neben den Figuren Disneys. Cocchis Strich ist freilich bescheidener und spröder als der Disneys und seiner meisterlichen Mitarbeiter; aber es wäre völlig verfehlt, deswegen die Liebenswürdigkeit und die Fülle von anmutiger Bewegung und witziger Lebendigkeit in Cocchis Zeichnungen zu verkennen. Sie haben auch eine ganz andere Funktion als die von Disney: Sie sind stehende Buchillustrationen, während Disney Figuren schaffen muß, die für den Film geboren sind. Disneys Zeichnungen wirken darum neben denen Cocchis etwas bravourös und kaltherzig; ihre Liebenswürdigkeit und ihre entzückende Natürlichkeit erhalten sie erst in der Bewegung. — Collodi, Disney, Josef Kraft, Ettore Cocchi — sie arbeiteten mit verschiedenen Mitteln, unter denen Disney sich der großzügigsten und verblüffendsten bedient hat. Sie alle aber sind gescheite, liebenswürdige, begeisternde Erzähler, die ihre Gestaltungsmittel mit großem Können zu verwenden wissen. Wir dürfen ein schmales Kinderbuch nicht an der Großartigkeit eines Disneyfilmes messen; ebensowenig aber dürfen wir Disneys überschäumenden Erfindungsreichtum und seine blendende Technik als das hervorragendste Merkmal seiner Filme bezeichnen; wertvoll und begeisternd sind bei Disney vor allem der erzählerische Schwung, die Liebe zur Kreatur, der gütige, warme Humor und die bewundernswerte Sicherheit in der Beherrschung der reichen Ausdrucksmöglichkeiten des Trickfilms.

Klötzli hält am Meeresstrand nach Geppetto Ausschau.

Hans Lämmel.

Die zartfühlende Grille, die so etwas wie Pinocchios Gewissen darstellt.

KONFIRMATION im waadtländischen Dörfchen Goumoëns im Bezirk Echallens.

In der Aprilsonne. Füllen aus dem Gestüt Arniberg am Zürichsee.

Heilige Rehe im Hof des Laternentempels von Nara bei Osaka in Japan.

IM BACHSERTAL

Ein Schweizer schreibt Anmerkungen zur Landschaft, darinnen er lebt

Bevor ich nach Bachs gekommen bin, war schon der Ruhm seines fischreichen Baches zu mir gedrungen. Dieser Bach, der Fisibach, hat ja Bachs auch seinen Namen gegeben: Fisibachs hat es früher geheißen, heute ist dies zu Bachs verkürzt. Aber an diesem Bach dürfte es nicht nur den Anglern gefallen, sondern allen denen, die noch gern einem Bach entlang wandern, der zwischen Erlen und Eschen, Weiden und Birken in munterem Gefälle rheinwärts fließt, nicht in vorgeschriebenem schnurgeradem Lauf, sondern in kleineren Windungen unbedenklich sich Zeit lassend mit dem Vorwärtskommen. Wie lange ihm das noch erlaubt werden wird, wie lange es den Wurzeln erlaubt sein wird, über die Böschung in den Bach hineinzuwuchern, wie lange die Forellen sich noch in seine Höhlungen werden zurückziehen dürfen, wie lange noch der Bauer bei Heuet oder Ernte im Schatten der Bäume am Bach im Kreise von Frau und Kind den Znüni oder Zvieri auspacken wird, ich weiß es nicht. Aber viele Wiesen am Bach sind nur Streuwiesen, und der Ertrag solcher Wiesen steht in gar keinem Verhältnis zu dem Ertrag, den ein Acker an ihrer Statt abwerfen könnte. Einstmals hat man gute Wiesen, ja frühere Aecker «gewässert», d. h. recht eigentlich ertrinken lassen, heute macht man wieder mit viel Mühe, Gräben ziehend, im Wasser und Schnee stehend, mit Kot sich über und über beschmutzend, fruchtbares Land daraus. So haben sie es mit einer Fläche von immerhin 50 Jucharten gemacht, sogar im ersten Kriegswinter, und dem Bache entlang werden sie wohl bald damit fortfahren. Erst ertrinken lassen, vernichten, um dann mit viel Mühe und viel Geld das später wieder gutzumachen; noch sind die Menschen über diese Narrheit heute nicht hinaus. Und das, was sich nicht mehr gutmachen läßt? Schon manches fruchtbare Getreidefeld ist zur Streuwiese geworden.

Der Bach fließt nordwärts, das Tal öffnet sich gegen das Rheintal, die Grenze ist nur sieben Kilometer von Bachs weg. Und so müssen die Bachser es eben in Kauf nehmen, wenn sie am Viehmarkt in Dielsdorf etwa ausgespottet werden: ob sie auch wieder in die Schweiz kämen? Damit soll nicht etwa die demokratische Gesinnung der Bachser angezweifelt werden, ist das doch ein alter Witz. Aber Bachs ist eben so vor aller Welt verborgen, daß man von seinem Vorhandensein erst dann wieder etwas merkt, wenn Bachser auftauchen. Ist Regensberg in der Nähe die weithin sichtbare Stadt auf dem Berge, so ist Bachs das genaue Gegenteil: es liegt zwischen zwei waldigen Höhenzügen drin, und von keinem Haus außerhalb der Kirch- und Schulgemeinde Bachs ist Bachs zu sehen. Unten im Tal freilich, da sieht man dann jenseits der Grenze einen «Wachtturm» wie einen schwarzen Finger, der uns ein Warnungsfinger sein soll.

Nach Mundart und Tracht gehört Bachs zum Wehntal, wohin es auch lange kirchgenössig war. Mußte doch einer als Entgelt für einen Gemeindeacker im Winter warmen Hirsebrei für die Kirchgänger bereit halten am Kirchweg nach Steinmaur. Als dann aber ein Kind, das zur Taufe gebracht wurde, erfror, drang die Gemeinde darauf, eine eigene Kirche zu erhalten, und so ist vor rund zweihundert Jahren

unsere Kirche gebaut worden, eine Dorfkirche von gut reformierter Anlage. Und drum herum die Häuser, Riegelhäuser zumeist, manche freilich als Höfe auch weiter oben oder im Tale unten. Und jedes dieser Häuser hat seine Geschichte, und bei den meisten Häusern wohl vermöchte sie ein Buch zu füllen. Und mir ist gar nicht angst, daß es langweilig würde.

Es ließe sich nun noch manches Lob singen von den Bachsern: wie sie andern Gemeinden gegenüber immer eher voraus sind mit der Arbeit, was man im Heuet z. B. recht deutlich schon gesehen hat, wie sie nicht einseitige Bauern sind, sondern z. T. in Frucht-, Reb- und Ge-

müsebau und Beerenkultur zugleich neben der Viehzucht unermüdlich sind, wie der Süßmost sich eingebürgert hat und herzlich wenig Schnaps mehr getrunken wird, wie sie nur noch die erlaubte Zahl Wirtschaften besitzen, nämlich zwei, wie mancher sich aus bescheidenen Verhältnissen, ja Armut zu Wohlstand emporgearbeitet hat, aber nur zu loben, solange der Betreffende noch am Leben ist, ist nicht erzieherisch. Und die jungen Bachser jedenfalls scheinen mir recht lebenslustig. Doch zum Tadel reicht nun leider der Platz nicht mehr.

Manfred Weiss

UNTER DEN BOGEN

Die schönen Bogen des Dogenpalastes in Venedig in unsern Tagen. Stützmauern aus Ziegelsteinen sind unter den ehrwürdigen Gewölben aufgeführt, damit sie, die Jahrhunderte überlebten, auch aus dem Zeitalter der Fliegerbomben für die zukünftigen Venedig-Reisenden und die Venezianer möchten herausgerettet werden.

Das Goal unter den Bogen des Municipio in Carona im Tessin.

«LE VIN HERBÉ VON FRANK MARTIN»

Man sagt vom Maler, er solle malen und nicht schreiben, und könnte darum vom Musiker sagen, er solle komponieren und nicht sprechen. Wie schade wäre es aber, wenn Frank Martin solchem Vorurteil gehorcht hätte! Dann besäßen wir dieses schmale handgeschriebene Heftchen nicht, das den bescheidenen Titel trägt «A propos du vin herbé», und das der Komponist dem Madrigalchor Zürich widmete. In diesem Heft stehen die Worte, die Frank Martin anläßlich der Hauptprobe seines Werkes an die Zürcher Hörer richtete. Schlicht und nachdenklich und mit einem tiefen erkennerischen Ernst rührt ein Gestalter hier an die Grundgesetze künstlerischen Schaffens. Was er sagt, ist mehr als bloße Erklärung seiner Musik; es sind Erkenntnisse allgemein gültiger Art, die er in seiner schönen Sprache formt. Wir behalten uns vor, seinen kleinen, aber gedankenvollen Zürcher Vortrag unsern Lesern in einem spätern Heft im Wortlaut bekanntzugeben. Vorläufig möge man sich mit den hier wiedergegebenen zwei Seiten aus dem genannten Heft begnügen.

Am 23. Januar brachte Robert Blum in der Zürcher Tonhalle mit seinem immer mehr hervorragenden Madrigalchor den «Vin herbé» des Genfer Komponisten Frank Martin zu einer intensiven Aufführung, die das Publikum zu überzeugtem Beifall hinriß, nachdem die Uraufführung in Zürich bei der Großzahl der Hörer unverstanden geblieben war. Unermüdliche Proben allein führen bei zeitgenössischer Musik zu einer so fehlerlosen Intonation der sich in ungewohnten Stufen überlaufenden Stimmen. Aber trotz all dieser außergewöhnlichen Hingabe ist der Besuch der «Pro Musica»-Konzerte nicht immer zufriedenstellend. Kaum geprüfte Vorurteile vor sogenannter «moderner» Musik und eine gewisse bequeme Aengstlichkeit, wenig zu begreifen, leer auszugehen, halten sicher noch viele davon ab, die Ausdrucksformen ihrer mitlebenden Komponisten zu genießen. Da möchte ich auf ein einfaches Rezept aufmerksam machen: der Hörer darf sich keinen Augenblick um die ehrbaren Trümmer seiner einstigen theoretischen oder instrumentalen Musikbildung kümmern, sondern er soll sich im Konzertsaal nach getaner Arbeit hinsetzen, feiertäglich fast die Augen schließen und ganz von Innen her dem Werden, Schmelzen, Blühen und Ersterben der strömenden Tonmassen zuhören, sein Denken abstellen, seine affektive Kritik wegdrängen. So wird er allmählich dazukommen, das Wesen der Musik zu spüren, das Bach als eine «recreatio animae» festgestellt hatte, als eine Erneuerung der Seelenkräfte. Ist der Musiksatz vorbei, so wird sich der Hörer in seiner nun erfolgten Umstimmung der Erregungen erinnern und sich seiner sinnlich-logischen Kraft neu bewußt. Es ist auch so unverständlich, weshalb mehr oder weniger bekannte Klangfolgen und Melodien schöner oder angenehmer sein sollen als unbekannte, ungehörte, die aus der Problemspannung, aus der Auswahllust anders differenzierter Sensibilitäten einer kommenden Generation von Komponisten wachsen.

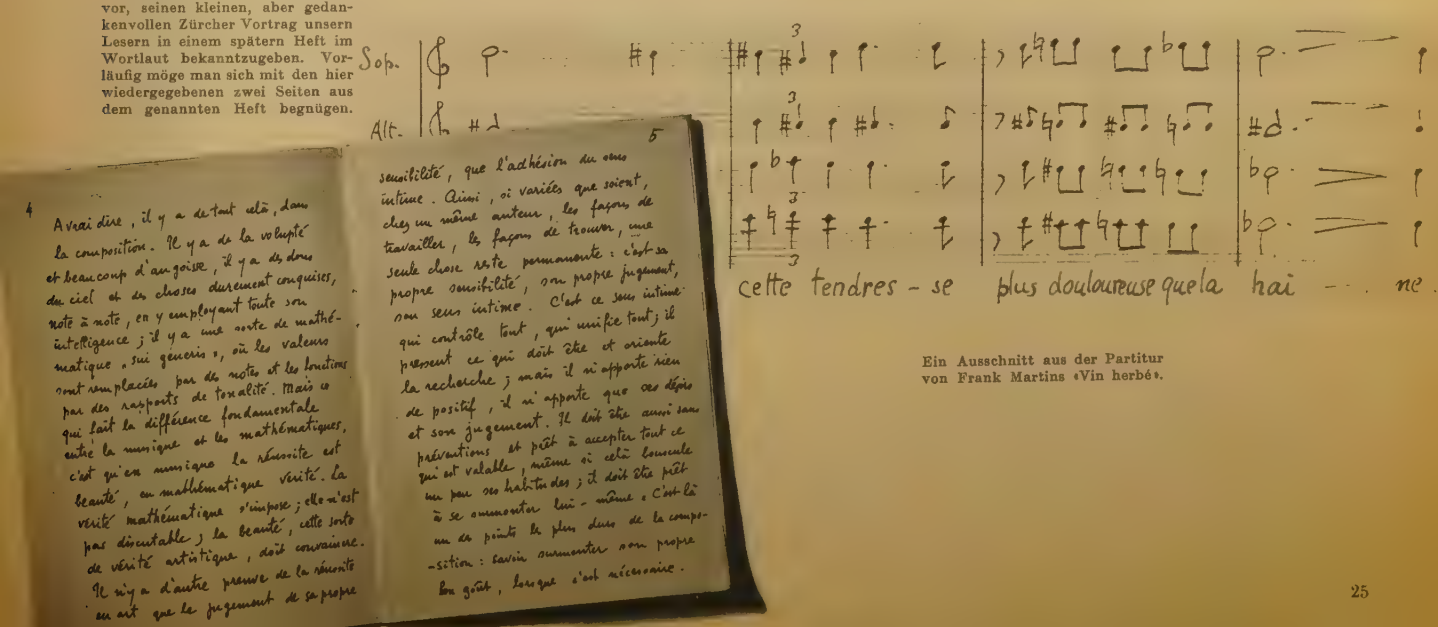
Einst sah ich auf dem hitzeflimmernden großen Karawanenplatz von Marakesch, der südlichen Hauptstadt Marokkos, einen greisen Araber hocken, der halb-singend Geschichten erzählte und dabei die Aufmerksamkeit der Zuhörergruppen von Zeit zu Zeit durch einige schnurrende Saitenrupfer antrieb. Auch die Sänger Homers begleiteten ihre Heldenstrophen mit spärlichen Tönen der Kithara. Das war noch eine magere Musik, aber sie hatte schon zum Ziel, das Ohr wachzuhalten.

Der Prosatext des «Vin herbé» ist von Martin nach dem vierten Kapitel des «Roman de Tristan et Iseut» von Joseph Bédier in sechs knappe Bilder gegliedert. Noch einmal Tristan und Isolde? fragten sich manche verdrossen, nachdem seit mehr als achtzig Jahren noch immer das Meisterwerk Richard Wagners im, heute durch den Krieg verkleinerten, Weltmaßstab seinen unerbittlichen Klangzauber ausübt? Frank Martin hatte sich heißgelesen an dem unvergänglichen, Tod und Liebe in gleicher Leidenschaft umspannenden Mythos. Sein «sens intime» wurde zum musikalischen Gestaltungswillen, und so erinnert denn auch gar nichts an die berühmte Oper. Unser Komponist läßt den Chor eigentlich eine Ballade erzählen, die direkten Reden mit in Einzelstimmen verteilten Rollen. Nur sieben Streichinstrumente und ein Klavier begleiten. Sie formen eine abstrakte Bühne, eine seelische Landschaft ohne sich zeichnende Melodien. Umso eindringlicher können sich die Gesänge aufbauen. Sie wurden vom Komponisten für die zwölf Stimmen des Zürcher Madrigalchores nach einer Liste ihrer besondern Fähigkeiten und Merkmale entworfen, was sich dann besonders in den Solostimmen durch schmiegsame Innigkeit und vollen Ton bemerkbar machte.

Gleich anfangs hebt sich die nordische Sicht ab im eintönigen Emporschlagen der Baßoktaven mit ihrer Sekundenverschiebung gegen die herben Chorakkorde. Die durchsichtige Tiefenlage gibt dem Wortton Raum. Rezitativlinien gehen in vierstimmige Chöre über, einer bewegten Litanei sich nähernd. Ueber die Hälfte des zweiten Bildes begleitet ein Ostinato auf wellenden «D»-s, dem Plätschern des Schiffsbug, und läßt die bis zu sechs Stimmen anschwellenden Chöre eigenmächtig werden. Bald münden sie in reine Vokale, in leises Sprechen. Mit wenig Mitteln entstehen prächtige Klangfüllen, so im «Mieux aimerais-je mourir en mon pays». Wie Treppenstufen führen streng die gleichgeformten Rhythmentakte des Orchesters zur ergreifenden Klage Tristans. Das ganze fünfte Bild, da die Unwissenden den verhängnisvollen Becher geleert und sich noch wie Blinde suchen, bleibt unheimlich gespannt durch die rollenden Achtelgänge des Klaviers in den Bässen. Isoldes Gesang in nur kleinen Tonschritten wirkt beängstigend. Nirgends ein romantisches Sichgehenlassen. Ueber scharfen Baßschlägen singt Brangäne ihr «Schon gibt es kein Zurück auf diesem Weg». Die Klanggewichte des Chores schieben sich markanter empor, und im «Ami Tristan, Iseut amie!» eilt die sorgfältig aufgebaute Spannung zum Gipfel.

Tiefer und tiefer senken sich die Bässe ins pp, der Chor ist ein einziger Erzähler geworden im Lauf der halben Stunde und er singt in langen Noten «Sie gaben sich der Liebe hin». Es ist wie ein süßes Ausatmen nach den Kämpfen strenger Leidenschaft. Aus zitternder Stille entläßt uns die Natur . . . die tönende Natur. Sie hat ihr Muß gesprochen, und wir wissen, wir haben in maßvoll eigenwilliger Einheit eine notwendige Musik gehört. Wir danken dem Komponisten.

H. G.



Ein Ausschnitt aus der Partitur von Frank Martins «Vin herbé».

LAUNIGER

«Kleider machen Leute...»
Das mag zutreffen:
ein neues Kleid, ein andrer Hut
verwandeln uns,
und welche Frau liebte nicht die Abwechslung! —
Aber hinter jedem Kleid
steckt der individuelle Mensch.
Es muß Harmonie bestehen
zwischen diesem lebendigen Menschen,
seinem Wesen und Temperament
und seiner Kleidung.
Mode steht nicht
abgesondert,
sondern mit uns mitten
drin im Leben:
Nicht Schein und Putz,
aber Ausdruck unseres Charakters.
Beziehung zwischen uns
und der Umwelt,

1

2

3

4

Gaby Jouval

zwischen unserm Sein
und der Luft,
dem Licht und dem Himmel,
die um und über uns sind.
Suchen Sie Ihren eignen
Klang und stimmen Sie
ihn ab auf Ihre Welt,
damit in Farbe, Linie
und eigener, froher
Gestimmtheit schöne
und reine Akkorde
erklingen in unsere
erschütterte Welt.

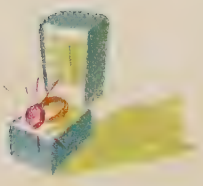
1 Maison Bouchette
1—4 Chapeaux Francioni
3 Maison Alix
4 Motz-Hauser

Für den tätigen Vormittag
eine reizende zweifarbige Bluse,
den flotten Filzhut und eine leichte,
luftige Korksohlensandalette.

Nachmittags:
Zwei schwarze, leichte Wollkleider mit vorne
eingesetzten Teilen in Elfenbeinton
und schwarzer Seide mit weißen Tupfen.
Passende Mäntel mit Silberfuchs und Besatz
aus gleicher getupfter Seide.
Zwei Imprimé-Ensembles
in den neuen Blond- und Brauntönen.
Modelle: Grieder
Stirnfreie Hüte: Jucker-Petitpierre
Uebrige Hüte, Taschen und
Handschuhe: Grieder
Schuhe: Bally

Schwarz + Grün

Nachmittagsmodelle
in schwarzer Seide.
Oberteile plissiert und drapiert
Grüne Garnituren
und Stickereien



Sie tragen . . .

Zu diesem schönen Nachmittags-Ensemble von Tschannen Couture, Zürich, trägt Fräulein S. H. aus Bern voll Charme einen großen Breton mit Spitzengarnitur, ein Modell Mermoud, Zürich.

Frau W. Br., eine Dame der Wohlener Gesellschaft, freut sich über ihr neues Frühjahrs-Hütchen aus Aarganischem Avila-Kunststroh-geflecht, welches sie zum klassischen Tailleur elegant kleidet.

Wenn Puritaner jung sind

ROMAN VON ALBERT JAKOB WELTI

1. Fortsetzung

Copyright 1941 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

Wenn ein Schweizer auf die schwarze Liste kam, dachte er meistens längst nicht mehr daran, daß er die Woche zuvor mit irgend einem Herrn Köppke aus Küstrow oder Treuenbrietschen in aller Oeffentlichkeit gezecht und deutsche Lieder gesungen hatte. Sondern war a priori überzeugt, daß ich ihn bei Miss Phillis angegeben hatte, um ihn geschäftlich zu schädigen. Wenn aber in einem Umkreis von tausend Meilen ein englisches Schiff torpediert wurde, gab man in der englischen Kolonie dem Verkehr der Miss Phillis mit mir die Schuld! Im Cercle des Alliés war offen davon die Rede, mich zu kidnappen und auf einem französischen oder englischen Schiff standgerichtlich zu erledigen. Da ging ich eines Tages selber hin, provozierte den nötigen Krach und endigte damit, dem ärgsten Schwätzer die Fassade zu verkleistern. So schaffte ich mir für einige Zeit Ruhe.

Ihr werdet nun wohl begreifen, wie es inmitten der ganzen Verwirrung möglich war, unser Handelshaus unbescholten durchzubringen. Meine Freundin Phillis wachte über seinem Geschick. Selbst als sie weit fort auf einen andern Posten versetzt wurde. Wir sind uns längst aus den Augen gekommen. Aber ich weiß, daß ich noch immer eine treue Freundin an ihr habe . . ., das heißt solange sie am Leben ist. Und es würde mir sehr, sehr leid tun, wenn sie's nicht mehr wäre.

Jetzt bin ich auf dem Punkt angelangt, wo ich eigentlich nicht mehr so recht weiß, ob ich weiterfahren soll. Alles, was ich vielleicht nicht hätte erzählen sollen, steht deutlich zu lesen da. Und das andere hat eigentlich keinen Reiz. Weder für mich noch für Euch. Ich habe natürlich einen ganzen Haufen Gefühle, und der größte Teil der Zeit, die mir verstreicht, bedeutet auch Erlebnis. Ich habe immer eine Schildwache auf Bord. Aber sie führt nicht Buch. Wenigstens nicht mit Worten Buch. Das merke ich besonders jetzt, wo ich Zeit zum Ordnen hätte. Aber hätte es einen Sinn, verbranntes Feuerwerk zu ordnen? Ich habe einfach keine Sentimentalität für das, was hinter meinem Rücken liegt. Es kostet mir Mühe, vorzustellen, daß man etwas bereuen kann. Ich bin nichts als brennende Gegenwart . . . sagen wir, momentan etwas kühlgestellte, aber dennoch innerlich glostende Gegenwart. Und doch habe ich Sehnsucht nach Euch alten Freunden, die Ihr vielleicht keine neuen sein werdet, wenn wir uns wiedersehen. Nach Euch . . . und manchmal nach Phillis, nach der ich oft hier im Gedränge Ausschau halte, obwohl ich sicher bin, daß ich sie nie mehr sehen werde.

Wenn ich vormittags in dem kleinen Bureau in Lincolns Inn meine Korrespondenz erledige, bekomme ich manchmal das Gefühl, ich sei berufen, mein Leben nicht nur zu leben, sondern es auch zu erdichten. Das ist natürlich Quatsch, der mir aus irgend einer dummen Lektüre im Hirn geblieben ist. Immerhin würde ich es nicht meine Lebtage lang aushalten, täglich von zehn bis fünf hier vor dem Schreibtisch Geschäftsbriefe zu schreiben oder gelegentlich den nur für solche Gänge bereithängenden Zylinder vom Nagel zu nehmen, um in der City einen Geschäftsbesuch zu machen. Mit der einzigen Aussicht, abends mit der Underground irgendwohin nach Westen in ein langweiliges Villenquartier zu fahren und dort die Füße am Kamin zu wärmen.

Wenn ich mir die Sache überlege, bin ich ja eigentlich noch blutjung. Nur die Zeit ist so schnell gelaufen, ich selber bin im Schritt geblieben. Wie werden wir wohl miteinander auskommen, wenn wir uns wiedersehen? Du, Brückmehl, der unbeirrbar Schreitende, der Ritter ohne Fehl und Tadel. Du, Bender, Halm, der im Wind auf und nieder weicht und doch so verflucht solide Wurzeln hat. An welche Götter werden wir glauben und an welchem Wein werden wir uns betrinken, wenn wir wieder an einem Tische hocken? Wer von uns wird schon auf ein Weib zu Hause Rücksicht nehmen müssen und heimlich mit zwei Fingern in die Westentasche greifen, um nach der Uhr zu schielen?

Letzthin ist mir auf einmal die kleine Barbara Aplanalp im Traum erschienen. Ich bitte Dich recht herzlich, lieber Brückmehl, mir den Umstand nicht übel zu nehmen. Sie war Dein Schulschatz. Könnte vielleicht heute Dein richtiger, am Ende gar die Gattin oder wenigstens die Braut sein. Aber da nichts Unkeusches vorgegangen ist und ich zudem noch Verse draus gemacht habe, muß ich Dir die Sache nicht vorenthalten. Vernimm also, zu was ich die poetische Stille von Lincolns Inn verarbeitet habe. Ich muß allerdings gestehen, daß die geschäftliche Korrespondenz an jenem Morgen nicht sehr dringlich war!

TRAUM UND ERINNERUNG

Ich glaubte längst vom Wetter ausgetilgt
Dein Bild, der klarumrißnen Form entwichen,
Dein Angedenken, rasch ihm nachverblichen
Und ohne Widerruf ins Nichts vergilbt.

Du Kind, du bitter ernst gewordnes Kind!
Wie hast du dich in meinen Traum verfangen?
Wie konntest du so nah zu mir gelangen,
Da Weg und Steg doch tief gefroren sind?

Von dem eigentlichen Traum weiß ich nämlich fast nichts mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich weinte und daß Barbara weinte. Ueber was wir geweint haben, kann ich Dir beim besten Willen nicht sagen. Tagsüber ist es mir entweder ganz trocken oder dann zum Körbeln elend zu Mute. Zu Tränen langt's mir aber bloß im Traum. Vor hundert Jahren gehörte es zum guten Ton, die Sache möglichst in Gesellschaft bei Genuß und Musik, Poesie und Tee abzumachen. Den seelenvollen Kugelaugen der Madame von Staël sieht man's noch gemalt an, was sie für ergiebige Wasserspeier gewesen sein müssen.

Liebe Freunde oder Wände, an die ich hinrede: Steht mir bei! Ich weiß so furchtbar wenig von Euch und noch so unendlich

weniger von mir selbst. Bin ich degeneriert wie die Vettern Egon und Horst? Oder wäre es Tatsache, daß ich ganz einfach kalten Herzens bin? Kalten Herzens, wie der Mann im Märchen? Weiß ich denn wirklich nicht, ob ich etwas . . . oder jemand lieb habe? Meine beste Freundin Phillis ist jenseits der Meere, und ich weiß nicht, ob sie lebt oder gestorben ist. Unsere Liebe ist eingeschlafen, wie einem ein Bein einschläft. Jetzt, da ich mich strecke, gramselt es mir wohl ein wenig in den Nerven . . ., ja, leider nur ein wenig in den Nerven. Das Herz schweigt, tut, als ob es alles nichts anginge, klopft seinen Takt und vergibt sich nichts. Ich habe nicht aus dem Wagenfenster geschaut, als meine Eltern dem Zug nachwinkten. Auch das ist nur eine bittere Erinnerung. Nicht etwas, was mir als Reue aufs Herz drücken würde und so lebendig wäre. Wie soll das enden? Ich weiß nicht, ob Ihr meine Angst begreift. Und nachfühlen könnt, warum ich mich an die Erinnerung zurückwende, um etwas zu finden, mit dem ich sie widerlegen kann. Irgendwo auf dem langen Weg des Bisherigen muß doch ein Zeichen vermerkt sein: Hier hat Horatius Werner Georg von Scharnachthal das und das gefühlt, und das und das ist ihm auf dem Gesicht gestanden, und das und das hat sein miterlebendes Herz verraten. Vielleicht könnt Ihr mir auf die Spur helfen, wenigstens sofern Ihr anders seid als ich. Und Eure Bresten nicht just am selben Ort sitzen wie bei mir. Mein leiblicher Herzfehler, der die äußere Richtung meines Lebens beeinflußt und mir wahrscheinlich das Leben gerettet hat, muß sich verwachsen haben, denn die Aerzte entdecken nichts mehr davon. Aber der andere Herzfehler, von dem ich nicht weiß, ob er wirklich vorhanden ist oder ich mir ihn bloß einbilde, der scheint sich nicht wegbeweisen lassen zu wollen. Ihr alten Freunde seid meine letzte Hoffnung. Ihr seid die präparierte Reibfläche für den Zündkopf meines letzten Hölzchens. Wenn Ihr versagt, wende ich mich an Egon und Horst und werde wie sie. Irgendwie werde ich schon zu verwerten sein. Auch der gewöhnlichste Kompost kriegt Wert, wenn man ihm Zeit läßt, schwarze Erde zu werden.

Lebt wohl, Freunde! Wenn Euch das Wort erreicht, nehmt's wie es geboten ist. Meine Adresse steht auf dem Briefkopf. Ich bin nicht böse, wenn mir keiner von Euch antwortet. Aber wenn's einer tut, soll er's nicht als Philister tun . . ., obwohl's mich sogar auf diese Weise freuen wird.

Herzlichst Euer Scharni.

3. KAPITEL

Bei Leuten, die es gut meinen

Als Pfarrer Brückmehl das Schreiben Scharnis zum zweitenmal durchgelesen hatte, lächelte er vor sich hin und blieb noch eine Weile sitzen. Im Rahmen seiner allgemeinen Lebensweise bedeutete das geradezu sträflichen Leichtsinn. Sonst schluckte er seinen schwarzen Kaffee, wie man irgend ein aufpeitschendes Tränklein vom Apotheker hinunterschüttet, rasch, nicht des Genusses, sondern der erwarteten Wirkung halber. Heute löffelte und fischte er an einem goldgelb getränkten Zückerlein herum, als ob kein Tagesplan über jede der kommenden Minuten verfügte.

Aber unversehens klopfte das Pflichtbewußtsein an die Läden der eingehausten Behaglichkeit. Er schoß in die Höhe, raffte einige Papiere zusammen und enteilte. Es ging die Kreuz und Quere, im Tram und zu Fuß, bergab und bergauf. Endlich bog er um eine letzte Ecke. Die gesuchte Straße verjüngte sich langgestreckt in die Weite. Seine Augen forschten nach der nächstbefindlichen Hausnummer. Dann rechnete er sich's aus. Das Haus, in welches er gerufen war, mußte so ziemlich am andern Ende der eintönig prunkhaften Villenreihe gelegen sein. Er schätzte die kleine Frist. Aber im gleichen Augenblick fiel ihm etwas unangenehm auf. Gerade da, wo er sein Ziel mutmaßte, bemerkte er, dem Rinnstein entlang aufgereiht, mehrere Automobile.

Damit kam ihm der Zweck seines Ganges erneut zur Bewußtheit. Seine Schritte verlangsamten sich. Er stellte sich törichte Fragen, warum er nicht einfach umkehre, fortlaufe, irgendwo weg, gleichgültig wohin. Wahrhaftig, er wußte ja, mit wem er's zu tun haben würde. Mit einer Gesellschaftsschicht, deren Selbstsucht zu den heiklen Dingen gehörte, die man nicht mit Namen nennen durfte. Mit Leuten, die schmerzlich an innerer Unsicherheit litten, aber nach außen hin nicht den leisesten Widerspruch vertrugen. Mit Kreisen, die ihr Gewissen mit dem stets erneuten Versuch betäubten, den Unterschied zwischen Gut und Böse auf die Unterscheidung des Vorteils vom Nachteil zu vereinfachen. Mit einer Art Protestanten, bei denen das Protestieren nicht mehr zum guten Ton gehörte, die treu zur herrschenden Klasse hielt, obgleich diese manches Aergernis gab. Ein Hang zu lärmender Protzerei machte sich breit, und der hohe Stand der Lebenshaltung brachte eine Verwöhnung mit sich, die Hand in Hand mit einer Lockerung der alten Bräuche ging. Freilich war die frühere Sittenstrenge vielfach Scheinheiligkeit gewesen. Aber was an ihre Stelle treten wollte, sah oft weniger nach Freiheit, als nach Verwilderung aus. Brückmehl, der sich nicht zum strengen Richter aufwerfen wollte, wußte, daß manches einfache Gemüt an den Zuständen irre wurde und bei den ins Abseitigste getriebenen Verbitterten und Verbohrten Zuflucht suchte. Es war ihm auch bekannt, daß sich das rein weltlich gerichtete Bürgertum genötigt sah, die uneingestandene Zugewandtheit kirchennaher Kreise durch allerlei Gegenleistungen warm zu halten. Denn die Doktrin der Parteien war zu einer Verzierung geworden, die niemand mehr anschaute, während die Puritaner immerhin noch bestimmte moralische Forderungen stellten, deren man sich zur Auffrischung vergilbter Kernsprüche bedienen konnte. Eine Zugabe puritanischen Essigs durchsäuerte das etwas fade Salatprogramm der üblichen Interessenpolitik und verlieh ihm eine Art Genießbarkeit, auf welche viele hereinfielen. So war beiden Teilen gedient. Die Puritaner gewannen den Anschein, als ob sie einen wirklichen Einfluß auf die führende Politik ausübten. Die Parteien des Bürgertums konnten auf ihre weitherzige Duldsamkeit pochen und gewannen damit eine beträchtliche Anzahl Stimmen. Mehr brauchte es nicht. Im letzten Grund war man ja einig. Die innerste Gemeinschaft beruhte auf der Angst vor dem roten Hannibal, der längst schon innerhalb der Tore Agasuls lagerte. Denn auch die Puritaner hatten Geldschränke zu Hause und Guthaben auf den Banken. Der rote Hannibal zeigte zwar ebenfalls Neigungen zu Fettleibigkeit und bürgerlicher Solidität, aber seine Forderungen hatten den Nachteil, sich nicht mit moralischer Berechtigung zu begnügen, sondern meistens auch noch ziemlich viel Geld zu kosten. Da die Puritaner als Zahlende verhältnismäßig stark in Frage kamen, war ihnen nicht zu verargen, wenn sie sich gegen allzu schmerzliche Zumutungen eines irdischen Rückhalts versicherten. Daß solcher Rückhalt natürlich auch zu Bindungen an mehr oder weniger dunkle Mächte der Börse führte, mußte in Kauf genommen werden. Der eine Fuß, mit dem man auf der Erde stand, durfte schließlich schon ein wenig schmutzig werden. Solange man die Nase hochhielt, war nichts zu befürchten. Freilich, Freudigkeit des Herzens bedeutete einen Luxus, den sich nur Unverantwortliche leisten durften. Aber es gehörte zur taktischen Haltung, sie glaubhaft vorzutäuschen.

Hans Brückmehl war noch nicht lange im Amt. Seine ruhige Zuverlässigkeit hatte ihn rasch an einen verantwortungsreichen Posten geführt. Die Pfarre eines proletarisch bevölkerten Außenquartiers mit Takt und Einsicht zu betreuen, das war eine Aufgabe, um die ihn wenige beneiden mochten. Obwohl sich die Pflichten häuften, blieb immer noch Etliches darüber hinaus zu tun. Brückmehl war der Sache gewachsen. Mit den Leuten an sich kam er aus. Er verstand es, mit ihnen zu reden und sie anzuhören. Das letztere war besonders wichtig. Recht angehört, ist halb beschwichtigt. Es kam weniger darauf an, was er von der Kanzel herunter sagte, als daß er auf der Straße das richtige Wort fand. Eine neben der beruflich vorausgesetzten Bibelfestigkeit freiwillig erworbene Karl-Marx-Festigkeit erwarb ihm die knurrige Anerkennung von Leuten, die sich sonst grundsätzlich nicht mit Pfaffen einließen, wie sie sagten. Was sie nicht hinderte, ihm herzlich zu mißtrauen. Die Anhängerschaft der materialistischen Weltanschauung gebärdet sich oft ganz ähnlich wie die sogenannten Stündeler. Nur daß es sich bei ihr um die Alleingültigkeit eines irdischen Beglückungssystems an Stelle eines jenseitigen Seligkeitsrezeptes handelt. Hans Brückmehl hütete sich übrigens schwer, an der eigenen Ueberzeugung zu scharren. Nicht aus Feigheit, sondern aus der richtigen Erwägung heraus, daß er von seinem Platz aus über alles Weltanschauliche hinweg im einfach menschlichen Sinne genügend Gutes tun konnte, um seine Stellung zu rechtfertigen. Obwohl er eigentlich niemanden scheute, vermied er es daher, unnötigerweise auf fremde Zehen zu treten.

Der heutige Gang war keiner von denen, die ihn freuten. Das hochgelegene, vornehme Villenviertel gehörte zu den Gegenden, um die er gern einen Umweg machte. Aber das ging eben nicht immer. Besonders diesmal nicht. Denn es galt, eine Art wohlwollender Verschwörung zum allgemeinen Besten in die Wege zu leiten. Für den Herbst stand eine städtische Volksabstimmung bevor. Die Puritaner hatten eine Abänderung der Wirtschafts- und Ausschankverordnungen beantragt. Ihre liberalistischen Gönner waren dadurch in schwere Verlegenheit geraten. Zu ihren letzten Restbeständen an eigener Doktrin gehörte die moralische Verpflichtung, für Handels- und Gewerbefreiheit einzutreten. Wirte, Weinbauern und Brauer hatten von jeher eine wichtige Rolle in den Parteien gespielt. Wie mußte man es einrichten, um niemand vor den Kopf zu stoßen? Man griff zu dem in allen Fällen, wo es um Grundsätzliches ging, altbewährten Mittel und gab die Stimme frei. Dieser Entschluß nötigte die Initianten der Abänderung zu einer raschen Besammlung aller Wohlgesinnten. Es galt schon jetzt zu überlegen, wie und wodurch man die stimmende Bürgerschaft für die gute Sache gewinnen wollte. Die verwitwete Frau Ständerat Breusi-Spillicht, Ehrenpräsidentin eines volkswohlfahrtlich bestrebten Frauenverbandes, hatte im Auftrag des von ihr geleiteten Komitees eine konsultative Zusammenkunft der Vertreter ähnlich gerichteter Kreise organisiert. Um der Sache die rechte Weihe zu geben, stellte die wohlmeinende Dame für diesen Anlaß die Räumlichkeiten ihrer Villa zur Verfügung und nachträglichen Tee in Aussicht.

Der Gedanke an solche Feierlichkeit brachte Brückmehl auf zwanghafte Angstvermutungen. Mit flüchtiger Hand überprüfte er im Gehen seinen Anzug. Keine Spalte trennte Kragen und Hemd. Die Krawatte steckte unter der Weste. Hastig abwärts fingernd zählte er erst sechs, dann weitere fünf untereinander gereihte Knöpfe und atmete auf. Die Hosenbeine bewahrten eine schwache Ueberlieferung einstiger Bügelfalten. Der eine Schuh hatte gute Lust zu glänzen, aber der andere war durch das Schlammbad einer Pfütze gegangen.

Das Wetter grinste vor Trostlosigkeit. Himmel und Erde schienen sich ihre gegenseitige Schmutzigkeit zuzuspiegeln. In den Gärten tropfte es aus Laub und Nadelwerk, alles war viel zu eng und nah an die Häuser gepflanzt. Aus Thujabüschen und Weimutskiefern ragte die prunkende, aprikosengelbe Backsteinrenaissance der Neunzigerjahre. Scharf violette oder lila Schieferdächer stachen mit Türmchen und Giebelwerk in den bräunlich herabhängenden Himmel. Es war wie das Keifen alter Weiber, die keine Stimme mehr haben. Die klebrig-feuchte Luft schluckte Licht, Farbe, Mut und Hoffnung und ließ zuletzt nicht einmal mehr die Häßlichkeit des verregneten, architekturalen Karnevals der Villenreihe aufkommen. Alles erstickte in hilfloser Gleichgültigkeit.

Die Frist wurde immer kleiner. Die Automobile rückten auf ihn zu. Brückmehl konnte bereits die Nummern lesen. Er fragte sich, wem die Wagen gehörten. Die niedrige, knallrote, auf Raserei hin konstruierte Rollwanze paßte nur zu einem brutalen Vatersöhnchen mit vorgezeichnetem Lebensweg. Die perverse Linie einer vielzylindrigen vornehm-grauen Limousine umschrieb das Wesen einer verwöhnten Dame, die Luft und andere Widerstände mit Vollgas erledigte. Die auf Räder erhöhte Sitzbadewanne gehörte einem eigensinnigen Alten, der auf dem verjährten Modell bestand, um seine solide, konservative Gesinnung und seinen echten Puritanismus zu bekunden. Ein vierter Wagen, hinter dessen Scheiben überall wollene Püppchen baumelten und in dessen Innern eine aus Filz genähte Bulldogge mit Glasknopfaugen aus den Polstern glotzte, war ohne weiteres als das Eigentum einer modernen Dame von Gemüt, Bildung und Geschmack zu erkennen. Jedes der Rollgetüme ward vor Brückmehls Augen zum Wappentier, zur Mascotte einer Person oder einer Reihe Personen gleicher Wesensart. Noch bevor er zur Gartenpforte einschwenkte, lag ihm das vorausgemalte Bild der Gesellschaft vor Augen, die er oben, im Salon des Hauses, antreffen mußte.

Länger als nötig scharrte er am Schuheisen. Endlich entschloß er sich, den Läuteknopf zu drücken. Leise seufzend ergab er sich in die Behandlung durch leise Hände fremder Dienstfertigkeit. Ein abgedörrtes Gouvernantengesicht bat ihn um Mantel, Hut und Schirm. Eine pausbäckige Jungfräulichkeit wies ihm den Salon. Im Vestibül roch es nach süßlich parfümiertem Parkettwachs.

Dann ging eine Türe auf. Ein Raum weitete sich. Stühle rückten. Gespräche verstummten. Jemand kam auf ihn zu. Er sah ins verwischte Gegenlicht eines großen Fensters. Brückmehl hatte Mühe, sich zurechtzufinden. Wer sich ihm zuwandte, wurde im eigenen Kernschatten unkenntlich. Was im Tageslicht stand, war grau. Was am Schatten lag, versank in Schwarz. Es hätte sich verlohnt, die Zimmerbeleuchtung einzuschalten. Aber niemand schien den kleinen Griff nach dem Hebelchen auf sich nehmen zu wollen. Der Dame des Hauses fiel nichts auf. Sie gab sich nicht Rechenschaft, daß man völlig aufs Erkennen durch Gehör und Erinnerung angewiesen war, wenn man frisch hereinkam. Just, daß sie das nötigste Vorstellen erledigte: «Frau Regierungsrat Ueli, Frau Professor Puderstein, Fräulein Doktor Schlüssi . . . ah, Sie kennen sich schon! . . . ich glaube, die Herren sind auch schon bekannt!» Brückmehl befühlte eine Anzahl Hände. Sein Tastsinn meldete die verschiedenartigsten Empfindungen: rauh, glatt, trocken, feucht, schlaff, straff, klebrig, knochig, weich, hart, kalt, warm — es wollte nicht aufhören. Endlich fand er sich auf irgend einem polsterigen Sitzgegenstand geborgen und versuchte nun auch, Gesichter zu sehen. Aber zunächst mußte er erst einmal einem heftigen Reiz zum Gähnen widerstehen. Als er diesen fünf-, sechsmal hinuntergeschluckt hatte, kam eine Art unerwarteten Behagens über ihn. Wie bei einer Abreise fühlte er sich auf dem eroberten Sitzplatz zu Hause und genoß das Bewußtsein, den eigenen Willen für ein paar Stunden durch außenliegende Kräfte ersetzt zu wissen. Denn er war fest entschlossen, heute andere am Karren ziehen zu lassen.

Seine Augen gewöhnten sich langsam an die versickernde Helligkeit des dunkel getäferten Salons. Langsam fischte sich Gesicht um Gesicht ans klare Ufer des Personengedächtnisses. Es begann mit einem Stehkragen. Ueber den Stehkragen quoll ein perlmutterfarbiges Doppelkinn herunter. Ueber dem Doppelkinn hing ein pfefferblonder Schnurrbart und nachher kam noch ein nach oben gerichtetes Näschen zwischen zwei rosenglänzenden Wangenwulstungen. Die Augen lagen in Fältelungen verborgen, die von den Augenbrauen herunterhingen. Die Stirne war nur ein dünnes Band unter einer Bekrönung mit üppigem, lockigem und stark blondem Haarwuchs. Das Ganze floß zu einer Erscheinung zusammen, die Brückmehl unter dem Begriff Haugut geläufig war. Haugut galt als der Vertreter des Puritanismus im Nationalrat. Es war möglich, daß er diesen Ruf einem schlechten Witz verdankte, der aus Versehen ernst genommen worden war. Doch sollte er wirklich Theologie studiert, aber nie ein Pfarramt erhalten haben. Ueber dem Warten wäre er ins Trinken gekommen und schließlich der Politik verfallen. Dieser Entwicklungsgang schien durchaus folgerichtig. Haugut war ein guter Kerl, wenn er da hockte, wo er hin gehörte. Irgendwo im Leuen, Bären oder Adler. Vorm Jaßteppich, beim gelben Waadtländer, die Brissago im Maul, trumpfmachend, weisend und stöckbrüllend. Aber er paßte so wenig ins Parlament, als er in die Kirche gepaßt hätte. Es war an beiden Orten schade um ihn. Warum konnte ihm das Schicksal nicht eines jener breitbedachten, großgiebeligen Gasthäuser des Landes zufallen lassen, berühmt ihrer Forellen, Hammen, Güggeli und guten Trinksame willen und mit reichgeschmiedetem goldverziertem Schild versehen, um die gehetzte Menschheit freundlich vom Getrieb der Landstraße wegzulocken! Haugut hätte einen prächtigen Wirt abgegeben, der sich und andern die Sache gönnte, ohne dabei schlechte Geschäfte zu machen. Statt dessen stellte er nun den Mann vor, der sich bei der mindern Hälfte der Demokratie anbiedern muß und ihr Wortführer wird, wenn sie sich selbst beweihräuchert und vorm Alpenglühen an der Jungfrau der Ueberzeugung lebt, daß die ganze hehre Gebirgspracht ihr Werk sei . . . oder doch wenigstens von den kernigen tapfern Altvordern in weiser Vorahnung künftiger Fremdenindustrie zum Sitz der Heimat erwählt wurde. Am besten aber schäumte das Brausepulver seiner Beredsamkeit im lautrüben Regenwasser dessen, was er für puritanische Gesinnung hielt. Es zischte auf wie Champagner und doch — o Wunder — enthielt es keinen Tropfen Geist. Die Worte zündeten auf bengalisch-himbeerrosa oder ultragrasgrün, jedoch verbreiteten sie keinerlei Helligkeit.

Im Dämmer erschien neben der rosig verschimmernden Fleischlichkeit Nationalrat Hauguts ein gelbliches Profil. Eine scharf abwärts ausladende, lange, aber kräftige Nase gemahnte an die Dach-

traufen gotischer Münster. Wenn sich das Gesicht wendete, erblitzte eine Brille, denn ein Spiegel an der Gegenwand gab verdünntes Fensterlicht zurück. Er warf auch flüchtig schwache Helligkeit auf die hohe, schmale Stirn, die wie mit einer ganzen Partitur von Notenlinien überzogen schien. Allmählich bildete sich die ganze Gestalt eines baumlangen Menschen, der in einer spärlich bemessenen Sitzgelegenheit eine möglichst würdige Haltung zu wahren sucht.

Dr. Bannacker war Chefarzt einer Frauenklinik und hatte als Wissenschaftler Bedeutendes geleistet. Aber nicht um dieser Leistungen willen saß er heute im Salon der Frau Ständerat Breusi-Spillicht. Sondern als Verfasser einer Broschüre, welche, einer schwachen Stunde seiner Jugendjahre verdankbar, ihn fürs ganze Leben auf eine etwas eng umschriebene Meinung verpflichtete. Innerlich war er längst human und duldsam geworden. Aber er brachte es nicht über sich, das Erzeugnis seines Jugendeifers zu verleugnen, da es selbsttätig unaufhörlich Neuauflagen erlebte und, in eine Menge Sprachen übersetzt, die Welt umsegelte. Da er kein Heuchler war, hatte er seine ganze Lebensführung so geregelt, daß ihm kein Widerspruch mit den strengen Ansichten seines frühen Puritanismus nachgewiesen werden konnte. Im übrigen gehörte er zu jener Art Menschen, die, hinter einer schützenden Brummigkeit geborgen, aufrichtig und uneigennützig aufs allgemeine Wohl bedacht sind.

Hinter dem dunklen Anzug des Arztes hob sich die Uniform eines Obersten ab. Es blinkte golden auf Graugrün und Schwarz. Auf dem hohen Kragen steckte ein kleiner runder Kopf. Das Gesicht war auf Moltkeähnlichkeit hin rasiert. Die Kartoffelnase mit den Stauden in den Löchern eignete sich zwar wenig für heroische Vergleiche und paßte zu dem Uebernamen, den ihm der Volkswitz angehängt hatte und der so fest saß, daß man sich fast nicht erinnerte, wie der Mann in Wirklichkeit hieß. Der Oberst Bummbumm war, nach einem im Gotthardgebiet veranstalteten Waterloo, auf dem Umweg über ein Nierenleiden zur Abstinenz gelangt, wo er seine brachliegende taktische Begabung im Kampf gegen den innern Feind verwerten konnte.

Der Oberst saß einem jungen Mann zugewendet, der eifrig auf ihn einflüsterte und etwas äußerst Wichtiges erzählen zu müssen schien. Frank Mangeois entstammte einer alten Genfer Familie, war aber sichtlich bestrebt, fremdländisch auszusehen. Er trug die eben Mode gewordenen Golfhosen, aber aus so grellfarbigem Stoff geschneidert und so übertrieben geschnitten, daß es ans Lächerliche grenzte. Auch die Manieren waren geeignet, seine gute Herkunft vergessen zu machen. Man hätte ihn für einen Kriegsgewinnler halten mögen. Er hatte ihre Art und Weise, reich zu sein. Sein Gebaren pendelte zwischen Schäbigkeit und sinnloser Verschwendung. Geizig war er immer, freigebig nie, aber protzig, wo er nur konnte. Es machte ihm nichts aus, seinen Schneider oder sonstige Lieferanten jahrelang unbezahlt zu lassen. Aber er würde sich tödlich geschämt haben, ein Auto von letztjähriger Serie zu führen.

Brückmehl fragte sich, was der Mann hier zu suchen haben konnte. Seine Augen waren nun heimisch im Dämmer des Raums. Er bemerkte noch mehr Leute, welche hier zu finden er sich wunderte. Ein breitspurig dahockender Baumeister mit Tapirgefräß war ihm von Leuten aus seinem Pfarrkreis als schikanöser Mietwucherer geschildert worden. Einen molluskenhaft höflichen Menschen östlicher Herkunft hatte er als Verteidiger von Nahrungsmittelfälschern plädieren gehört.

Aber die Mehrheit der Anwesenden bestand aus Damen. Sie saßen streng gesondert und piepsten unter sich. Frau Ständerat Breusi-Spillicht, die Gastgeberin, mußte einstens nicht übel ausgesehen haben. Auch die angebrochenen Vierzigerjahre hatten ihr noch nicht so sehr mitgespielt, daß ihre Reize übersehen werden konnten. Sie war nicht kokett. Aber es war schwierig zu ergründen, wie weit Beabsichtigtes mitwirkte, wenn es ihr von Zeit zu Zeit widerfuhr, daß sie mit ihrer reifen Fraulichkeit die mühsam niedergehaltenen Wünsche puritanischer Jungmenschen zum Gären brachte. Wenn sie über irgend etwas nachdachte, machte sie große braune Augen, die immer mehr ausdrückten, als eigentlich auszudrücken war. Erblickte man sie in der Haltung und mit dem Ausdruck einer das Land der Griechen mit der Seele suchenden Iphigenie, durfte man mit Sicherheit annehmen, daß sie die Zusammensetzung des morgigen Küchenzettels überlegte. Das wußten nicht alle Leute, und es gab bisweilen Mißverständnisse. Sogar solche, die mit jäher Zurechtweisung und Beschämung der im Irrtum Befangenen geendigt werden mußten.

Mit Brückmehl tat sie sehr nett und zog ihn sogleich in ein freilich recht belangloses Gespräch. Er war damit verhindert, sich weiter umzusehen, spürte aber dafür plötzlich etwas wie eine Beeinträchtigung von einer andern Seite her. Zuerst wußte er gar nicht näher festzustellen, in was die Einwirkung bestand. Eine Weile lang glaubte er sie körperlich, wie etwas, das sich an ihm ansaugte, wahrzunehmen. Dann verdichtete sie sich immer mehr in ein sicheres Bewußtsein, in die Gewißheit, daß ihn jemand von irgendwoher einer scharfen Musterung unterzog. Sich halb umwendend, sah er zwei das Fensterlicht widerspiegelnde Zwickergläser und erkannte wie durch Eingebung, was los war. Nämlich, daß Fräulein Doktor Erna Schlüssi ihren Seelenbohrer auf ihn gerichtet hielt und im Begriff war, sein Innenleben zu ergründen. Die alte Schulkameradin war ihm seit Jahren nicht mehr vor Augen gekommen, aber er wußte um ihr Vorhandensein, da allerlei ergötzliche Geschichten über ihre Marotten umgingen. Vorhin bei der Begrüßung hatte sie sich eher zurückhaltend benommen. Es hatte fast ausgesehen, als ob sie nicht an frühere Zeiten erinnert werden wollte. Brückmehl, der gar nicht die Absicht hatte, dies zu tun, benahm sich entsprechend und glaubte schon, so billigen Kaufes davongekommen zu sein. Aber das war eine Täuschung. Erna hatte gewußt, daß sie ihn hier treffen würde und war entschlossen, eine Annäherung ins Werk zu setzen.

Sie pflegte sonst Männern nicht viel nachzufragen. Sie hatte auch keinerlei Absichten auf Brückmehl. Aber er war immer in ihrem Gesichtsfeld geblieben, während sie die drei Freundinnen und zwei von ihren Schätzen aus den Augen verlor. Mit der ihr eigenen Zähigkeit hatte sie über viele Hindernisse hinweg einen Weg gemacht, eine feste Tätigkeit errungen, die sie nun wieder in Brückmehls Nähe brachte. Daß sie sich in eine vorzeitige Altjüngferlichkeit verkapseln würde, war vorauszusehen gewesen. Aber ihr überhitzter Ehrgeiz begnügte sich nicht mit dem, was sie den Sieg über sich selbst nannte. Sie wollte auch über andere siegen und suchte sowohl Opfer als Zeugen für diese Siege. Ob Brückmehl zum einen oder andern ausersehen war, darüber mochte sie wohl selber noch nicht klar sein. Vielleicht gedachte sie ihn auch nur an den sieben Freuden ihrer Weltanschauung teilhaben zu lassen. Denn die gebot ihr, einen ganzen Haufen Dinge zu tun und überall zugegen zu sein, wo der Menschheit am Zeug geflickt wurde. Erna fühlte sich verpflichtet, für Rohkost, Reformkleidung, Frauenrechte, Sittlichkeit und Abstinenz in den Kampf zu ziehen. Sie mußte allenthalben mitmachen, wo Psychoanalyse, Astrologie, Spiritismus und andere unkontrollierbare Dinge getrieben wurden. Sie war Aktivmitglied einer ganzen Reihe esoterisch-exklusiver Bünde und Gemeinschaften, wo man Geist unter Geistern sein und den alten Adam, respektive die alte Eva ausziehen durfte. Sie hielt in erster Linie auf Verinnerlichung und Vergeistigung. Gegen Zeitgenossen, die da nicht mitmachen wollten, war sie sehr streng. Sie wurden schonungslos psychoanalysiert. Und zwar nicht etwa nach der laxen, alles entschuldigenden Methode Freuds. Der Begründer dieser Wissenschaft war Erna alles andere als sympathisch. Sie hielt ihn für ein kleines Schweinchen, welches durch Zufall eine Perle gefunden hatte. Erst ihr, Erna, war es gelungen, diese Perle zu reinigen, indem sie die Lehre aller Beziehungen zur Sexualität entkleidete und den frech gewordenen Eros von neuem in den Abort verwies. Sie war auf den «Kunstwart» abonniert gewesen, versuchte es nun mit allerlei hochgetönten Monatsschriften, die regelmäßig nach der dritten oder vierten Nummer eingingen und trug den kühnen Wunsch unterm Herzen, demnächst selber etwas Derartiges herauszugeben. Als Lehrerin an der Höhern Töchterschule hatte sie Gelegenheit, das, was sie für ihre Ideen hielt, auszubreiten und in noch unbebaute Köpfe zu verpflanzen. Zum Glück richtete sie weniger Schaden an, als sie Nutzen zu stiften vermeinte. Wohl gingen jährlich ein paar verdrehte Frauenzimmer unter ihren Händen hervor, die sich weder als Hausfrauen noch als Geliebte zurechtfanden und auch im Berufsleben nichts taugten. Aber den meisten der jungen Geschöpfe vermochte sie nichts Ernstliches anzuhaben. Denn das Erlebnis, das sie ihnen zu vermitteln suchte, war nicht jedermanns Sache. Umso weniger, als niemand eigentlich begriff, was sie damit meinte. Es schien irgendetwas Rosen-

rot-Bläuliches zu sein, das hinter der Bettstatt heraufstieg, wenn man von erträumten Tränen erfrischt, aus Gesichten von Tod und Leiden erstehend, ein von unbekannter Hand auf den Nachttisch gelegtes Chrysanthemenbukett erblickte. Vielleicht meinte sie auch nur den Schleier, der über die Dinge fiel, wenn man manche moderne Dichter las. Es gab schließlich recht viele Arten, das Erlebnis zu pflegen. Man mußte nur suchen. Und man suchte auch. Suchte so lang, bis nichts Ungesuchtes mehr verblieb. Alle Schlich- und Schlingwege zu geistigen Offenbarungen wurden mit Markierungen versehen, wie Waldspaziergänge, damit Späterkommende sich nicht verirren oder auf Irrpfade geraten konnten. Denn kein Kompaß wollte in der halbdämmerigen Unterweltslandschaft funktionieren. Als Rechts und Links, Oben und Unten diente einzig die Unterscheidung zwischen Sinnlich und Unsinnlich, was Erna mit Böse und Gut gleichsetzte und so zur moralischen Grundlage ihrer Weltanschauung benützte. Das Fundament bildete zugleich die Berührungsstelle ihres Mystizismus mit der praktisch eingestellten Bevormundungslust puritanisch gerichteter Kreise.

Dr. Erna Schlüssi war sehr unterhaltlich anzusehen. In Brückmehls Erinnerung lebte sie noch immer als der etwas stangenhaft gewachsene Backfisch, das Anhängsel zu seiner ersten Jugendliebe. Er fürchtete daher, etwas voreingenommen zu sein und nahm sich vor, ein umso freundlicheres Gesicht zu zeigen. Die Weibwerdung hatte Erna stark verändert. Aber das lag vielleicht mehr an der Aufmachung als am Körperlichen. Früher war sie unscheinbar gewesen. Jetzt sah sie nach etwas aus. Nicht zu ihrem Vorteil. Sie trug ein auffallend unmodisches Gewand, an dessen Schnitt sämtliche kleidnerischen Reformbewegungen der letzten Jahrzehnte mitgewirkt zu haben schienen. Die untere Hälfte bestand aus bläßlich braunem Samt, an der oberen waren überall und an den unmöglichsten Orten Einsätze von selbstgedichtetem Batik angebracht. Aus ihrem schönen blonden Haar hatte sie sich zwei halbkugelförmige Ohrenschoner in Schwabinger Schneckerlform gedreht. Um ihre an sich nicht unzierlichen Fußgelenke senkten sich ringweise die weiter oben vermutlich mangelhaft festgemachten Wollstrümpfe. Die Füße hausten in geräumigen Sandalen. Brückmehl mußte betrübt zugeben, daß es Erna fast lückenlos gelungen war, eine Karikatur aus sich zu machen. Von Natur aus wäre sie nämlich gar nicht so übel versehen gewesen. Was abstoßend oder lächerlich an ihr war, hatte sie einer Verschrobenheit zu verdanken, an der sie wiederum nicht allein die Schuld haben mochte. Ein Zerrbild liegt oft im Spiegelglas begründet. Auf jeden Fall hatte Brückmehl kein Recht, einen Menschen bloß um seines verunschickten Aeußern willen abzulehnen. Vielleicht war es sogar möglich, die alte Schulkameradin in einem für sie vorteilhaften Sinne zu beeinflussen.

Aber vorerst schien sie ihn beeinflussen zu wollen. Die Art, wie sie mit dem Blick an ihm haftete, verursachte ihm ein hilfloses Unbehagen. Er überlegte, wie er sie von dem närrischen Vorhaben, seine Seele zu ergründen, abbringen und andern Gegenständen zulenken sollte. Aber die Frau Ständerat hielt ihn durch ein langfädiges Gespräch in Beschlag, so daß er nach der andern Seite hin völlig wehrlos war. Ohne es zu sehen, spürte er, wie ihm Ernas Zwicker in den Rücken blitzte. Ihre Augen hatten sich an ihm festgeschraubt. Erna hielt darauf, ihren Willen an ihm durchzusetzen. Ermattet gab er den Widerstand auf. Aber im selben Augenblick spürte er, wie in seinem Gaumen ein jähes, widernatürliches Gelüste nach hellem schaumigem Bier, dampfenden Würsten und Wirtshausgeruch erwachte. In all den Jahren, seit er der Abstinenzbewegung beigetreten war, hatte ihn nichts dergleichen angefochten. Ausgerechnet jetzt, in dieser Umgebung, kam es über ihn wie ein unaufschiebbares Bedürfnis. Aber alsbald erkannte er, daß es nur ein unwilliges Auflehnen gegen die geistige Beschnüffelung war, was ihm in dieser Form vors Bewußtsein trat. Denn Bierluft war nie seine Schwäche gewesen, während er immerhin manchmal vorm funkelnden Weinglas eines Gegenübersitzenden die Enthaltung als Verzicht empfand.

Das Wettergewebe am Himmel hatte sich unterdessen so verdichtet, daß der unmäßig mit Gardinen und lichtsaugenden Stoffgebilden dekorierte Salon immer mehr in halbnachtartiger Schwärze ertrank. Die dem Fenster zugewendeten Gesichter zerfielen in helle Linien und Flecken vor der unruhig verdunkelten Masse des Hintergrunds. Alles andere verlor seine Wesenheit und löste sich im Wirrwarr der Düsternis auf. Die Ungemütlichkeit der Stimmung ließ die im Raum geführten Gespräche immer mehr auseinanderfließen und versickern. Aber es wollte niemandem einfallen, das Licht anzudrehen.

Endlich erfolgte aus Tiefen des Dämmers die halblaute Frage: «Wollen wir anfangen, Frau Ständerat?» Einen Augenblick lang blieb's still, dann kam die schüchtern gegebene Antwort: «Ich glaube ja, Herr Doktor. Wir sind vollzählig.» Die Ständerätin hatte eine unwahrscheinlich kindliche Stimme. Einige der Anwesenden blickten erstaunt nach ihr hin, aber sie saß so im Schatten, daß ihr Gesicht nicht zu sehen war.

Dr. Bannacker suchte seine Glieder zusammen und schraubte sich in die Höhe. Er hatte Mühe, mit dem Reden in Fluß zu kommen. Nach ein paar knurrigen Begrüßungsworten begann er die von den puritanischen Kreisen geforderte Abänderung der bestehenden Verordnungen über den Betrieb von Wirtschaften so grimmig zu verteidigen, als ob er lauter Gegner vor sich gehabt hätte. Der Ton war von Anfang an verfehlt. Der gleiche Mann, der seinen Kranken das zarteste Einfühlungsvermögen entgegenbrachte und von den Assistenten an der Klinik wie ein strenger, aber gütiger Vater verehrt wurde, wirkte hier komisch. Das heißt, er würde nicht komisch gewirkt haben, wenn seine Zuhörerschaft für Komik empfänglich gewesen wäre. Dr. Bannacker spürte die Kühle des Befremdens, die ihm entgegenschlug und erhitzte sich umsomehr, als er sich nicht erwärmen konnte. Er wurde immer weitschweifiger, weil er in seinen verwickelten Sätzen kein Fadenende mehr fand. Als Mann von umfassender Bildung wußte er genau, welche Anforderungen an einen guten Redner gestellt werden durften. Und da er gleichzeitig von schmuckloser Ehrlichkeit gegen sich selber erfüllt war, überhörte er nicht, wie mühselig das eigene Sprechen dahinkroch. Das wirkte nicht eben erleichternd. Sachlich konnte er für alles einstehen, was er sagte. Mancherlei des Vorgebrachten hatte er mit eigenen Augen gesehen. In seiner Klinik lief die Schuldrechnung des Alkoholismus auf phantastische Posten zusammen, besonders wenn man noch venerisches Unheil dazurechnete. Kurz, er verfügte über ein gewaltiges Arsenal an Argumenten. Aber es war merkwürdig. Er wußte sie nicht in Wirkung zu setzen. Was im Munde des erstbesten politischen Parteigockels bedingungslos überzeugt hätte, kam nüchtern und ohne Schwung über die Lippen des bedeutenden Fachmannes. Er vermochte einfach nicht zu fesseln. Höchstens, daß man sich angstvoll in seinem Stottern verhängte, wenn er für gedehnte Augenblicke mitten in einem Satz steckenblieb.

Auch Brückmehls Gedankenfluß verzweigte sich lang vor Beendung der unfreiwillig hingezogenen Ausführungen. Das Bier- und Wurstgelüste war ihm zwar vergangen, sobald der Redende den Seelenforschertrieb Ernas von ihm abgelenkt hatte. Aber jetzt auf einmal konnte er von ihr nicht loskommen. Er ertappte sich auf eingehendem Nachsinnen, ob Erna Schlüssi Brüste haben könnte oder nicht, und wie sie im Jafall beschaffen sein mußten. Die Vorstellung hatte nichts Aufregendes, aber sie drohte zwanghaft zu werden. Brückmehl klopfte dem in seinem Innern erwachten Schweinigelein rasch eins auf die Schnauze und versuchte wieder auf den in holpernder Fahrt befindlichen Gedankenzug des Redners aufzuspringen. Doch jäh entmutigt ließ er sich zurückfallen. Was der Mann da feststellte, wußte er auch. Aber mit der Feststellung war es nicht getan. Es galt das Volk zu beeinflussen, daß es Ja stimmte. Wie machte man das? Es genügte nicht, Argumente zu haben. Man mußte sie auch schmackhaft zuzubereiten verstehen. In normalen Zeiten begnügte sich der Gaumen des Volkes mit bloßer Sauce. Aber unterm Eindruck der weltpolitischen Ereignisse hatte es sich doch allmählich gewöhnt, den Brei nach Brocken zu durchlöffeln. Nach wirklichen Brocken Gehalts, an denen sich die Zähne üben konnten. Freilich kehrte es dann nach einigen mühsamen Bißversuchen reuig und gerne zur flüssigen, parteigefärbten Brühe zurück, die sich mühelos schlucken ließ. Es hätte keinen Sinn, ihm das hochnäsig zu verargen. Politik ist notgedrungen für die meisten arbeitenden Bürger ein Sonntags- oder doch wenigstens ein Feierabendgeschäft. Nach strengem Alltag macht man sich's nach Möglichkeit bequem. Die hier versammelten Herren und Damen begriffen das wohl nicht so ganz. Man mußte ihnen zuerst einmal klarmachen, daß es mit dem Vorkäuen unangenehmer Tatsachen nicht getan ist, wenn es darum geht, einen zustimmenden Volksentscheid zu erzielen.

Dr. Bannacker vermochte endlich einen soliden Schlußsatz zu knüpfen. Ein zahmes Klatschen erfolgte, und dann ging das Wort an Frau Regierungsrat Ueli über. Sie saß neben der Gastgeberin, und Brückmehl hatte sie im Vergleich zu dieser um die zehn Jahre älter gehalten, die sie in Wirklichkeit jünger war. Jetzt, da sie aufstand und etwas ins Licht trat, gewahrte er, daß sie freundliche, etwas gequollene Augen hatte, die wie hilfesuchend durch dicke Brillengläser forschten. Die Wangen prangten in einem leicht mit Lila gesprenkelten Krapprosa und das gelbe Haar war sorgfältig gescheitelt, um sich auf dem Hinterkopf in einer magern Zwiebel zu vereinen. So oft sie die Arme bewegte, ging ein natürlicher Geruch von ihr aus, denn sie verachtete alle Machenschaften der modernen Kosmetik. Sie gebrauchte bloß Wasser, Seife und Zahnpulver. Doch redete sie gewandter, als es nach ihrem Aeußern vermutet werden konnte. Sie schilderte die alkoholfreien Wirtschaftsbetriebe, die von den örtlichen Frauenvereinen betrieben wurden und einem tatsächlichen Bedürfnis entgegenkamen, während ihrer Ansicht nach die meisten andern Lokale nur den schlechten Instinkten des Volkes Vorschub leisteten. Die anwesenden Herren nickten höflich, aber sie ließen sich's natürlich nicht anmerken, wie fremd ihnen diese sympathischen Lokale bisher geblieben waren. Denn außer Brückmehl speisten alle gern reichlich und kräftig, indem sie das Prinzipielle den Mägen andrer Leute überließen.

Nun kam Fräulein Doktor Erna Schlüssi an die Reihe. Sie erklärte, mit ihren Vorrednern völlig einverstanden zu sein und verdammte neben Alkohol, Tabak und anderen Wollüstigkeiten auch jeglichen Fleisch- und Wurstgenuß. Sie sah in rein vegetarischer Vergeistigung, verbunden mit streng ethisch gerichteter, von allen Freudschen Schlacken gereinigter Psychoanalyse, den geraden, kürzesten Weg zur Purifikation der Menschheit. Resultate, die sie auf solchem Wege in ihren Schulklassen erreicht hatte, wurden als Beleg herangezogen. Das Wort Ethik kam in immer kürzeren Abständen den Fluß ihrer Beredsamkeit herabgeschwommen und Dr. Bannacker hatte Mühe, die Diskussion auf das eigentliche Thema zurückzuführen.

Praktische Vorschläge ergaben sich nur in dürftiger Anzahl und ärmlicher Erfindung. Man stellte sich so eine Art heftig moralisierender Propagandaaktion vor, die aber einesteils weder allzurealistische Veranschaulichungen noch allzudeutliche Hinweise verwenden und andrerseits auch niemand von der vermutlich gegnerischen Seite persönlich beleidigen sollte. Mangeois wußte einen wohlgesinnten Kunstmaler, der sicher ein Plakat zeichnen würde. Wohlgesinnt bedeutete natürlich gratis, denn in diesen Kreisen kam nur Gratiskunst in Frage. Die zugleich beantragte Bildidee bestand aus der altbekannten verhärmten Frau, die mit ihren Kindern vorm Wirtshaus auf den Vater wartet, der drinnen gröhlend seinen Zahltag verjubelt. Dr. Bannacker erwog eine Ausstellung von Wachsmodellen und Statistiken, um die Schadenwirkung des Alkoholismus sowohl am Individuum als auch an der Kollektivität vor Augen zu führen. Frau Regierungsrat Ueli wollte über die Abstimmungstage vor allen Wahllokalen alkoholfreie Musterrestaurants einrichten. Erna Schlüssi bedauerte, daß die Frauen noch immer kein Stimmrecht besaßen und hielt eine Propagandawoche in den Schulen für das Geeignetste, um auf pflichtvergessene Familienväter einzuwirken.

Brückmehl ward plötzlich mit Schrecken gewahr, daß er selber das Wort ergriffen hatte. Es dünkte ihn, er müsse schon eine ganze Weile geredet haben, denn gleichsam fing er jetzt erst an, den eigenen Ausführungen Gehör zu schenken. «Ich glaube, uns fehlt es an Phantasie!» sagte er. «Unsere Gegner werden schlau genug sein, das auszunützen. Sie krauen das Stimmvieh da, wo es gern gekraut wird. Wir beschränken uns aufs Predigen. Ich kann Ihnen sagen, in meinem Beruf habe ich sattsam Gelegenheit zu sehen, wie viel das hilft!»

«Aber, Herr Pfarrer!» tönte es aus einem Winkel. Einen Augenblick lang wollte die Stille peinlich werden. Aber Brückmehl war nicht gesonnen, sich durch tadelndes Schweigen einschüchtern zu lassen: «In unserer Demokratie geht's eben nicht viel anders zu, als in einer Schulstube. Nur, daß halt die Schulbuben den Souverän vorstellen. Was sie zur Forderung berechtigt, daß man ihnen die Lektionen spielend beibringt. Und ihnen dazu noch den Pelz streichelt. Jede einigermaßen klug bedachte Gemeinschaftslobhudelei tut Wunder. Wir aber stehen schon zum voraus in der Rolle des unbeliebten Schulmeisters da. Eines Schulmeisters, der niemals ein Späßchen macht und nie den Mund verzieht. Wir wissen nichts vorzubringen als: Du mußt, sonst!!! und mit der Rute zu drohen. Wir müssen es uns endlich mal eingestehen: D i e Methode zieht nicht mehr. Nein, sie zieht nicht mehr. Wir werden es gelegentlich bitter zu spüren bekommen. Um die Sache kurz herauszusagen: Was uns fehlt, sind die Lacher auf unserer Seite!»

«Das ist ein eigener Standpunkt!» meinte Dr. Bannacker. «Aber mit was wollen Sie die Leute zum Lachen bringen? Ich finde, die Angelegenheit ist so ernst, daß sie keine frivole Behandlung erträgt!»

«Aber natürlich ist sie ernst! Aber soll uns das hindern, lächelnd in den Kampf zu ziehen? Das wissen Sie doch auch, daß säuerliche Argumente verärgern, statt zu überzeugen! Wie häufig macht man diese Erfahrung! Zum Beispiel im Militärdienst . . .»

Der Oberst schien das nicht gern zu hören. Er pustete grimmig und wollte endlich bestimmte Vorschläge erbitten. Brückmehl streifte die blitzenden Kragenverzierungen und den roten Kopf des Kriegsmannes mit kurzem, lächelndem Blick und sagte in einer Art freundlichem Uebermut: «Gut. Die Sache ist sehr einfach. Ich schlage vor, unsere Gegner im vorneherein zu popanzisieren!»

«Was zu . . .?» fragte Mangeois, der nicht verstanden hatte.

«Zu popanzisieren», wiederholte Brückmehl. «Ich gestehe, der Ausdruck ist soeben von mir erfunden worden. Sie werden gleich verstehen, was ich meine. Nämlich, daß unsere Gegner vorderhand gar nicht existieren, daß wir sie gleichsam erst erschaffen müssen, bevor wir vom Leder ziehen können. Aus dem formlosen Schlamm kollektiver Meinungslosigkeit haben wir eine Puppe zu kneten. Eine Art heidnischen Schreckbilds, Satan in Quintessenz, den Bölimann, die Vogelscheuche, wenn Sie wollen. Kurz, das Scheusal, das unsere Kampfhaltung vor den Augen der Weltkinder rechtfertigen muß. Sonst sind wir schon zu Anbeginn im Nachteil. Wir existieren, wir sind da, die Abstinenzler, die Frommen, die Frauenrechtler, die Spielverderber. Wir sind scharf umrissen. Wir bieten Ziele und leider Gottes oft recht günstige Ziele für Witze, wie sie beim Volk einschlagen. Denn die nach dem Gewicht der Mehrheit regulierte Demokratie braucht eine Minderheit, über die sie lachen kann. Und ich fürchte sehr, daß wir für diese staatserhaltende Rolle aufzukommen haben, wenn wir nicht beizeiten unsere Taktik wechseln.»

«Wie denken Sie sich das?» fragte Dr. Bannacker. Er machte ein bedenkliches Gesicht. Aber seinen Fingern nach zu schließen, welche die Uhrkette über der Weste zu einem Zopfgeflecht verdrehten, schien ihn das von Brückmehl Vorgebrachte lebhaft zu beschäftigen.

«Die Sache ist sehr einfach. Es liegt im Interesse unserer Gegner, in möglichst wenig greifbarer Gestalt zu erscheinen. Mit Ausnahme einiger alter, fröhlicher Zecher, die nichts mehr zu verlieren haben, wird sich kaum jemand öffentlich wider uns bekennen. Denn wir gelten als eine moralische Macht, der man aus dem Wege geht, weil es sich nicht fein ausnimmt, wenn man Krach mit ihr kriegt. Aber umso geschlossener wird gegen unsere Vorlage gestimmt werden!»

«Und wie wollen Sie das verhindern?» Des Obersten Stimme verriet, daß er Brückmehl für einen Schwätzer hielt.

«Indem wir mit Witz und Humor die Offensive ergreifen. Den heimlich getätigten Hohn der Gegner vorwegnehmen und offen für unsere eigenen Zwecke umarbeiten. Es ist eigentlich merkwürdig, wie wenig wir uns Rechenschaft geben, daß der Süffel, der Schöppleinzwänger oder überhaupt der Alkoholritualist genau so lächerliche Erscheinungen sind wie der länglich dürre und vielleicht etwas schief geratene Tugendbold. Fast möchte ich sagen, wir sollten eine Aktion im gegnerischen Sinne parodieren. So, daß der Spott der andern gleichsam entfärbt wird, indem er ins Schale übertrieben jedes Salz verliert. Wenn wir erreichen, daß dem frondierenden Volkswitz der Appetit auf uns vergeht, haben wir zugleich seine Stimmen für uns gewonnen. Wer mit uns lacht, nimmt uns auch ernst. Ich schlage daher vor, daß wir die richtigen Leute suchen und besolden, die imstande sind, unsern Kampf mit den Waffen des Witzes in Wort und Bild auszufechten. Daß über die Abstimmungstage ein träfes, satirisches Flugblatt herausgegeben wird, dem wir für wirksame Verbreitung sorgen.»

«Gibt es nicht Leute, die das gratis machen?» fragte Mangeois. «Bei uns in Genf . . .»

«. . . macht man so etwas gratis, gewiß!» unterbrach ihn Brückmehl. «Sie haben andere Methoden dort. Gegen das richtige Stichwort kriegt man in jeder zweiten Pinte Absinth ausgeschenkt. Die Propaganda mit Gratismitteln scheint also nicht sehr wirksam zu sein, wie mir scheint . . . Nichts für ungut. Mein Vorschlag liegt vor, ich habe eigentlich weiter nichts mehr beizufügen.»

«Der reinste Machiavell!» flüsterte Erna Schlüssi zu ihrer Nebensitzenden. Aber sie war aufrichtig für Brückmehls Vorschlag eingenommen. Obwohl sie sich nichts Genaueres darunter vorstellen konnte. Denn ihr Sinn war nur aufs Hohe und Ernste gerichtet. Sie begriff jedoch, daß es notwendig werden konnte, mit dem Gemeinen und Rohen zu paktieren, wenn es einen edlen Zweck zu verfolgen galt. Zudem hatte der mit Brückmehl angestellte Seelenbefund Positives ergeben. Das Röntgenbild seines Innenlebens war sehr vorteilhaft geraten. Unaufgeworfen blieb natürlich die Frage, ob nicht ein heimliches Wohlgefallen an Brückmehls männlicher Erscheinung zu solchem Gelingen beigetragen hatte. Hinter Ernas Verschrobenheiten barg sich ein unangekränkeltes Stück Weiberverstand, das in Notfällen die Oberhand gewann und sonst für gewöhnlich im Unterbewußtsein Wache hielt. So war denn auch die Fähigkeit vorhanden, den Unterschied zwischen heiratstauglichen und untauglichen Junggesellen zu machen. Brückmehl war unbedingt tauglich. Zum Glück meinte Erna selbstlos zu sein. Erstens war sie etwas älter als Brückmehl, und zweitens hatte sie bereits die Lebensaufgabe gefunden, deren Erfüllung ihre Kräfte restlos beanspruchte. Die wenigen Jahre ihrer Lehrtätigkeit an der Höhern Töchterschule hatten genügt, ihr einen Kreis von Freundinnen zuzuführen, in deren Mitte sie das geistige Szepter führte. Es waren meist in weiblicher Hinsicht etwas benachteiligte Geschöpfe, die sich an der Ueberlegenheit Ernas aufzuranken versuchten, indem sie ihr Verehrung erwiesen. Erna lebte natürlich wohl daran und versäumte ihrerseits keine Gelegenheit, den Weihrauch durch Guttun zu vergelten. So dachte sie auch jetzt sofort an dieses oder jenes vereinsamte Wesen in ihrer Herde, dem eine Versorgung als Frau Pfarrer die Erfüllung aller Wunschträume bedeuten mußte. Und sie beschloß, wenn irgend möglich, die gütige Hand der Vorsehung zu spielen.

Brückmehls Vorschlag wurde trotz allerlei Kopfschüttelns in ernsthafte Erwägung gezogen. Mangeois wollte sich zwar durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, daß man neben den Kosten für Druck und Papier auch den Text und die Illustrationen bezahlen sollte. Die moralische Genugtuung, an einem guten Werk mitzuwirken, schien ihm als Lohn ausreichend. Aber da Dr. Bannacker seinen Antrag zurückzog und die andern nur schwach verteidigt wurden, sah sich Brückmehl plötzlich gezwungen, seinen aus dem Aermel geschüttelten und anfänglich beinahe scherzhaft gemeinten Vorschlag weiterzuführen.

Er befand sich damit in einer seltsamen Lage. Der Gedanke, sich des Humors für ernste Zwecke zu bedienen, war ihm selber so neu, daß es ihn wunderte, darauf verfallen zu sein. In Agasul war man nicht fröhlich mit den Fröhlichen. Man zog es vor, ihnen behutsam aus dem Weg zu gehen. Jedes Lächeln konnte einen Bruch der Gegenseitigkeit bedeuten, mit der man sich ernst nahm. Sogar die Fastnacht wurde zur feierlichen Angelegenheit, und der alljährliche Maskenzug bewegte sich wie ein Trauergeleit durch die schweigende Volksmenge. Mit den veränderten Umständen der letzten Jahre war freilich allerhand Neues aufgekommen. Alte Sitten hatten sich gelockert, zähe Vorurteile waren brüchig geworden und fremde Gewohnheiten machten sich breit. Aber alles, auch das Tolle, Widersinnige, Verwerfliche fügte sich sofort in die Grenzen der im Ortsgeist vereinbarten Ernstnahmefähigkeit. Sie erwies sich tatsächlich als ein vorzügliches Schutzmittel. Was an Fremdkörpern und Parasiten in ihren Bereich geriet, erstarrte in einer Art Verkalkung und wurde unschädlich. So bekam der ärgste Schwindel im Handumdrehen das Aussehen einer seriösen Angelegenheit. Ja, selbst die nackte Wahrheit gab unter der andauernden Bestrahlung des Ernstgenommenwerdens den Geist auf und wurde wie Lots Weib zur warnenden Salzsäule. Derweise erklärte es sich auch, daß durchaus humorlose Geschäftsherren kubistische Stilleben zwischen die Bildnisse ihrer Vorfahren hängten und sittenstrenge Mamas ihre Töchter höchst verwegene Tänze erlernen ließen, vorausgesetzt, daß diese zur neuesten Mode gehörten. Es war deshalb auch nicht weiter verwunderlich, daß Brückmehl die Versammlung für seine Idee zu gewinnen vermochte. Aber nun ergab sich eine neue Schwierigkeit. Es stellte sich plötzlich heraus, daß sich jeder einzelne Anwesende für einen kompetenten Humoristen hielt. Das Wort «kompetent» war ein Lieblingsausdruck der Agasuler, denn es bezeichnete auf eindrucksvolle Weise die Berechtigung, ernst genommen zu werden. Und auf das legte man Gewicht, selbst wenn man unter die Humoristen ging. Brückmehl fing an zu ahnen, was er sich eingebrockt hatte. Er versuchte leise zu bremsen. Aber es erging ihm seltsam. Je mehr ihm der Faden seiner Zuversicht unter den Händen zerfaserte, desto üppiger spann er sich in den Fingern der andern. Vielfach verbessert und erweitert wurde sein Antrag zum Beschluß erhoben und eine Kommission gebildet, die ihn zur Ausführung bringen sollte. Brückmehl durfte sich nicht weigern, den Vorsitz zu übernehmen. So ging es immer, wenn er andere am Karren ziehen lassen wollte. Um ihn vollends zu beglücken, gab ihm die unbewußte Ironie harmloser Einstimmigkeit den Nationalrat Haugut, den Obersten Bumm-Bumm und Fräulein Doktor Erna Schlüssi zu Mitarbeitern. Damit waren die Traktanden erledigt und Frau Ständerat Breusi-Spillicht bat die Anwesenden, vor dem Auseinandergehen noch eine Tasse Tee genießen zu wollen.

Draußen hatte es etwas aufgehellt. Das schien der Dame des Hauses in Erinnerung zu rufen, daß es vorhin vielleicht ein wenig düster gewesen war, und sie drehte nachträglich das Licht an. Aus einem Nebenraum ließ sich das leise Klirren von Porzellan vernehmen. Dr. Bannacker schickte sich an, aus dem Leim zu gehen. Aber es sah nur so aus. Seine Gelenke waren solid vernietet und er verlängerte sich wie eine Scherenleiter, wenn man ihre Enden zusammendrückt. Für die meisten Damen war es eine sichtbare Erleichterung, keine gespannte Aufmerksamkeit mehr vortäuschen zu müssen und die langverhaltene Entleerung angesammelten Gesprächsstoffes plätscherte freudig durcheinander. Man rückte grüppchenweise zusammen, und die Versammlung zerfiel in ihre durch die gesellschaftlichen Abstufungen bedingten Bestandteile.

Brückmehl merkte plötzlich, daß er ein Tellerchen mit gefüllter Teetasse in der linken, ein Löffelchen und ein hart anzufühlendes Kräpfchen in der rechten Hand hielt. Wie er dazu gekommen war, hätte er beim besten Willen nicht sagen können. Die nächste Gelegenheit zum Abstellen fand sich hoffnungslos außer Reichweite. Es blieb keine andere Wahl, als das verständnislos zubereitete Getränk auszuschlürfen, auf die Gefahr hin, neu eingeschenkt zu bekommen und das unzerbrechliche Gebäck heimlich in der Tasche verschwinden zu lassen. Aber es kam weder zum einen noch zum andern. Denn Erna Schlüssi, die nicht außer Reichweite war, hielt nun den Moment für gekommen, um Brückmehl auch noch einer Art mündlicher Prüfung zu unterwerfen. Bevor er sich des Dings bewußt ward, hatte sie ihn in ein tiefschürfendes Gespräch verwickelt, das er zu Ende führen mußte, wenn er nicht feige die Flucht ergreifen wollte. Er merkte wohl, daß sie seiner Vergeistigung eine letzte abschließende Note zu erteilen trachtete und ärgerte sich. Doch ließ er nichts merken. Sie wünschte, seine Meinung über alles mögliche und unmögliche zu vernehmen, was die Versuchung nahebrachte, ihr da und dort einen Bären aufzubinden. Aber er bezähmte seine Unlust, ernsthafte Antworten zu geben. Da er gemachte Erfahrungen oder erworbenes Wissen nur sehr vorsichtig in persönliche Ansichten umzusetzen pflegte, gab er auf ihre Fragen knappen, aber wohlüberlegten Bescheid. Es war ihm ohne weiteres klar, daß die ihn Ausholende nichts als die Bestätigung ihrer eignen Vorgefaßtheiten suchte. Da er zum voraus wußte, daß diese nicht umzustoßen waren, vermied er eine eigentliche Aussprache. Worte wirken nur, wenn Geschehnisse in die Speichen greifen. Wie oft schon hatte er dem Verfechten gegenteiliger oder auch bloß abweichender Ansichten zugehört! Meistens kam es doch nur auf ein Heißlaufen der beteiligten Eitelkeiten heraus. Was machte es auch, wenn seine unverbindliche Zustimmung als Ja und Amen mißdeutet wurde. Wenn's ums Handeln ging, war man ja doch immer allein. Schade nur, daß soviel Zeit verlorenging. Von Zeit zu Zeit fuhr seine Hand nach der Uhrentasche, aber er tat sich jedesmal noch rechtzeitig Gewalt an.

Endlich geschah etwas. Mit dumpfem Schlag schnellten die Stahlfedern eines jählings verlassenen Polstersessels in die Höhe. Der Oberst stand abschiednehmend vor der Hausfrau. Brückmehl fand Gelegenheit, seine Tasse wegzustellen und sein Biskuit in die Hosentasche gleiten zu lassen. Stühle wurden gerückt. Mehrere Personen erhoben sich. Es hatte aufgehört zu regnen.

Erna schien zu wissen, wo Brückmehl wohnte, denn sie erklärte mit großer Selbstverständlichkeit, daß sie bis ins Stadtzentrum den gleichen Weg mit ihm zu gehen hätte. Die Tatsache war nicht zu widerlegen. Aber es galt, noch etwas zu warten. Die Verabschiedungen zogen sich in die Länge. Immer wieder verknäuelten sich Worte zu Gesprächsansätzen. Frau Ständerat Breusi wollte eine Nordlandfahrt machen. Frau Professor Puderstein verreiste mit ihren Kindern nach Pontresina. Jemand schwärmte weinerlich, der Hohe Norden müsse wundervoll sein. Eine mannhafte Baßstimme hielt jedoch die Alpen für erhabener, besonders wenn man zur Seekrankheit neigte. Mangeois fuhr mit dem Auto nach Deauville und Frau Regierungsrat Ueli mit ihrem Mann an die Ostsee. Vom Volkswohl wurde nicht mehr gesprochen. Die soziale Besorgtheit war mit den Traktanden erledigt, man formte sich wieder in private, geschlossene Gesellschaft zurück. Es wurde immer deutlicher, wer zugehörig oder bloß heute zugelassen war. Die Form des Abschiednehmens rückte alles in die richtige Distanz.

Endlich stand Brückmehl mit seiner Begleiterin auf der Straße. Die Automobile waren bereits weggefahren. Pfützen spiegelten einen ausgeregneten, hellgrauen Himmel, der feingesiebtes weißes Tageslicht heruntersickern ließ. Erst beim Einlenken in die zur Stadt abwärtsführende Straße zeigte ein weiterer Ueberblick, daß das Aufhören des Regens nur vorübergehend gemeint war. Die Landschaft schien in Feuchte zusammengerückt. Der See lag wie ein glanzloses Stück Blech zwischen freudlos stumpfem Grün kleinlich unentschlossener Hügelformen, die in holprigem Auf und Ab den Voralpen zustrebten. Die bis ins Unabsehbare mit Häusern, Obstbäumen, Wäldchen und Wiesenflecken übersprenkelte Gegend ließ nirgends einen Ruhepunkt und Einsamkeit erhoffen. Zuhinterst im Hochgebirge legte ein Wolkenriß Grate und Zacken frei. Zwischenhinein öffnete sich schwärzlich, höhlenartig die Tiefe eines Tals, an dessen Hängen sich Nebel stauten. Die den Vordergrund ausfüllende, um die Seeausmündung gelagerte Stadt gemahnte an einen ausgeleerten Kinderbaukasten. Brückmehl ärgerte sich über sich selbst. Er wußte genau, daß Stunde und Stimmung wie eine graue Brille vor seinen Augen standen.

Erna Schlüssi sah die Dinge freilich anders. Sie verglich den See mit einem Diadem und redete vom schamhaft-keusch verhüllten Alpenkranz. Brückmehl war versucht, zu fragen, was es an besagtem Alpenkranz schamhaft-keusch zu Verhüllendes geben mochte, aber er hielt an sich. Erna zitierte weiterhin Klopstock und Haller, über die sie ihre Doktorarbeit gemacht hatte und verstieg sich schließlich zur Behauptung, die topographische Berührung von See und Stadt habe sich in beabsichtigter Symbolik ergeben. Sie zog sogar allerhand Aufgeschnapptes und Halbverdautes aus Paläontologie und Entwicklungslehre heran, um ihren Gedankengang zu stützen, der beim Wasser anfing, worin die Embryonen schwimmen, und auf einem Umweg über Ferdinand Hodlers Eurythmie zur Eugenik gelangte und sich am Ende in Astrologie verflüchtigte.

Brückmehl sagte von Zeit zu Zeit: «Ja, ja», und es tönte, als ob er gespannt zuhörte. Es war aber nur Höflichkeit. Erna hütete sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Das gute Mädchen hatte so selten das Glück, einen männlichen Zuhörer zu finden, der geduldig ausharrte, nicht widersprach und sich mit keiner Miene über es lustig machte. Daß es darüber in eine Art blinden Eifers geriet, war durchaus verzeihlich. Der einstige Schulkamerad mußte doch einen rechten Begriff von Ernas geistiger Entwicklung bekommen. Sie setzte eine Art Rekordehrgeiz darein, ihre Weltanschauung im Verlauf von soundsoviel Zeit und unter Zurücklegung von höchstens soundsoviel Strecke fertig abgerundet an den Mann zu bringen. Daß dies nicht gerade das geeignetste Mittel war, einen zu bekommen, bedachte sie wohl nicht. Umsomehr als es ja nicht in ihrer Absicht lag. Wenigstens nicht in den Absichten, die sie sich eingestand. Sie war so heftig bei der Sache, daß sie kaum auf den Weg achtete, der aus den hochgelegenen Villenvierteln nach und nach in geschäftigere Stadtteile hinabführte. Als sie an der Seite ihres Begleiters in die zu eben der Stunde stark mit Verkehr durchzogene Hauptstraße einbog, war sie mit ihrem Vortrag gerade bei den heiklen Dingen angelangt, in deren Umkreis die deutlichen Ausdrücke nur als Fremdwörter gesellschaftsfähig sind. Im Rahmen einer auf Vollständigkeit Anspruch erhebenden Weltanschauung, durfte das vielerorts vernachläßigte Gebiet der Sexualpsychologie nicht übergangen werden. Erna glaubte mit der Materie besonders vertraut zu sein und wußte, daß es sich unter Gebildeten unbefangen darüber reden ließ. Denn dem Reinen ist alles rein. Und Erna war sehr rein, aber sie hatte auch entsprechend viel zu sagen.

Auf den Bürgersteigen quirlte ein ziemliches Gedränge. Die Einwohnerschaft Agasuls war mit Elementen der verschiedensten Nationen und Rassen durchsetzt. Das machte sich an der Hauptstraße, besonders zu den spätern Nachmittagsstunden, stark und andauernd bemerkbar. Im Lautbild des Stimmengewirrs herrschte Fremdtönendes vor. Die härter klingende Sprache des einheimischen Volkes wirkte dazwischen eckig, scharf, fürs ungewöhnte Ohr vielleicht sogar schrill. Das Aussehen der Leute entsprach ihrem Gehaben. Die langsamer sich ergehende Menge bestand zum großen Teil aus Ortsfremden. Sie waren an einer stärker zur Schau getragenen Eleganz zu erkennen und benahmen sich mit freierer Liebenswürdigkeit als die meistens in Eile einherhastenden Agasuler. Bei näherem Zusehen war zu entdecken, daß auch diese in ihrer Art gut gekleidet waren, ja gewöhnlich sogar besser als die herausgeputzten Bummler, die das Trottoir versperrten. Was die Liebenswürdigkeit des Benehmens anging, schienen sie sich freilich nicht die nötige Mühe zu geben, und man mußte ihr Wesen schon genauer kennen, um zu wissen, daß die Kürze und Rabauzigkeit, mit der sie auftraten, lediglich Bremsvorrichtungen gegen das eigene Gemüt bedeuteten, das gutgläubig und vertrauensselig zu sein begehrte. Denn sie ließen sich viel leichter verblüffen, als ihnen anzusehen war, und wer irgend großartig tat und mit Tamtam aufrückte, erreichte, was er nur wollte. So war es mit der Zeit gekommen, daß an der Hauptstraße immer mehr Firmenschilder mit ausländischen Namen prangten, für die freilich die protzige Imitationsarchitektur der Häuser wie zum voraus angepaßt erschien.

Es war gar nicht leicht, im Hinundher der Menschenmenge vorwärtszukommen. Aber Erna hielt sich tapfer an Brückmehls Seite und ließ auch ihr Thema nicht fahren. Denn sie war jetzt auf einem Punkt angelangt, wo es auf jedes Wort ankam, wenn man nicht mißverstanden werden wollte. Und es lag ihr sehr daran, daß Brückmehl auf keine irreführenden Vermutungen geriet. Bis jetzt war sie in der Hinsicht beruhigt gewesen. So oft sie eine Atempause machte, hatte er die Gelegenheit benützt, um ein zustimmendes «Jaja» einzuwerfen. Aber nun hatte sie schon zweimal tief aufgeseufzt und es war neben ihr stumm geblieben. Ein Unbehagen zupfte an ihr herum: War sie in ihren Aeußerungen zu kühn gewesen? Sollte sie Brückmehl verletzt haben? Sie wagte nicht, zu ihm hinzuschauen. Aber mit einer fast flehentlichen Gebärde legte sie ihm die Hand auf den Aermel: «Sie haben mich doch richtig verstanden?»

Als Brückmehl auch diesmal nicht antwortete, mußte sie doch sehen, was eigentlich los war. Und damit erlebte sie den furchtbarsten Augenblick ihres bisherigen Daseins.

Denn es war ein wildfremdes Gesicht, in das sie schaute. Ein Gesicht, das sein dreckigstes Lächeln lächelte. Das in der Hauptsache aus verpickelter Haut, Monokel und zentraler Lausallee bestand. Erna starrte hilflos in diese Wüstenei menschlicher Verworfenheit und gewahrte erst nach beträchtlicher Weile, daß ihre reine Hand noch immer auf dem karierten Aermel des Monstrums ruhte. Im gleichen Augenblick kam ihr die furchtbare Wahrscheinlichkeit zu Bewußtsein, daß der verwandelte Begleiter schon eine gute Strecke neben ihr einhergegangen sein mochte. Ja, da sie sich nicht erinnern konnte, wo oder wann ihr der richtige Zuhörer abhanden gekommen war, mußte sie sogar mit der Möglichkeit rechnen, eng neben und beinahe eingehängt an des düstern Burschen Seite die ganze Länge der Hauptstraße hingewandelt zu sein und sich dazu eingehend über heikle Probleme sexualpsychologischer Natur verbreitet zu haben.

Erna war es zumute, als ob sich ein Kübel siedenden Unrates über ihr Haupt ergossen hätte. Wie von einer großen Schande

gejagt, flog sie nach Hause, kroch in den hintersten Winkel und verhüllte ihr Antlitz.

Brückmehl hatte auch kein gutes Gewissen, als er aus einem abschweifenden Gedankenspiel zur Wirklichkeit erwachte und plötzlich die mitteilsame Gefährtin neben sich vermißte. Aber er sah ein, daß es aussichtslos war, sie in dem Gedränge wiederfinden zu wollen. Das Suchen würde ihn um den Rest des Nachmittags gebracht haben. Und Zeit hatte er, weiß Gott, nun schon genug verloren. So machte er denn plötzlich raschere Schritte und enteilte in den Bereich der eignen Arbeit, wo mancherlei auf ihn wartete, das nicht mit Worten erledigt werden konnte, sondern ein Zugreifen des ganzen Menschen verlangte.

Erst am späten Abend, als er zu Bett ging, fand er einen Augenblick Muße, um über Scharnis Bericht nachdenken und überlegen zu können, was er darauf antworten wollte. Aber zwischen das lebhaft angeregte Rückbeschauen und Rückbesinnen schob sich unversehens eine Frage, die fast wie ein Vorwurf aussah: Was war denn nun eigentlich aus Oswald Bender geworden?

Hans Brückmehl faltete ein breites Merkzeichen in sein Notizbuch, drehte das Licht aus und schlief ein.

4. KAPITEL

Besuch beim verlorenen Sohn im Abfallwinkel

«Verdammte Sauordnung! Verfluchte Lotterwirtschaft!» So zeterte es in den verschütteten Gedankengängen, die Joachim Schropps Daseinsbewußtsein bildeten. Aber sein äußerer Adam blieb liegen. Trotzdem ihm die ausgestreckte Stellung verleidet war. Aus unbehaglichem Schlaf in dumpfes Wachsein hinüberdämmernd, fühlte er eine klebrige Bitternis in der Mundhöhle. Eine Pappigkeit, die sich den ganzen Rachen abwärts bis zum Magen hinunter zog. Schnüffelnd vermeinte er, den übeln Geruch des eigenen Atems zu verspüren. Die Kleider lagen ihm um den Leib, als ob er geschwitzt hätte. Er kam sich unendlich ekelhaft vor und wäre am liebsten wieder aus dem Bewußtsein geschlichen. Aber das leibliche Unbehagen fesselte ihn an ein willenlahmes Wachsein. Endlich rutschte er mit dem Unterkörper gegen das Fußende des windschiefen Divans und ließ die Knie herunterklappen, daß die Sohlen den Boden berührten. Nachdem er eine gequälte Endlosigkeit lang so zugewartet hatte, schraubte er sich schließlich zu sitzender Stellung auf. Weiter brachte er es nicht. «Zu was auch?» dachte er wie immer die letzte Zeit her, wenn er seinem müden Willen die geringste Anstrengung zumuten sollte. Es blieb ja doch alles, wie es war. Unabänderlich zwecklos, gleichgültig, blödsinnig.

Er starrte mit feindseligen Augen in die halbnächtige Tiefe seines Zimmers. Der Schein einer über der Straße hängenden Bogenlampe warf das Lichtundschattenbild eines Fensterkreuzes und einer Reihe zum Trocknen aufgehängter Socken an Rückwand und Decke. Ein vielschichtiges Durcheinander lag über den ganzen Raum verschüttet. Es bedeckte sowohl den Fußboden als auch das Wenige, was an Möbeln vorhanden war. Die Luft roch nach Lustlosigkeit und unehrwürdigem Moder. Seit Monaten, vielleicht seit Jahren, war hier nicht mehr aufgeräumt worden. Die Dinge lagen herum, wie sie im Aerger, in der Ungeduld oder aus Faulheit hingeworfen worden waren und bildeten eine Art tückischen Geländes. Kleider, Schachteln, alte Sofakissen, Bücher in halb oder ganz eingestürzten Stößen häuften sich mit leeren Flaschen und Konservenbüchsen zu abenteuerlichen Wildnissen. In eine Ecke verschupft, stand ein ungemachtes Bett, auf dessen Leintücher sich ein Paar Schuhe verirrt hatte.

Schropp gähnte. Es tat einen leisen Knacks in seinem Ohr und er hörte nun auf einmal das Geräusch, das zum Fenster hereindrang. Der trübe Brei des Verkehrslärms verschwemmte trippelnde Füße, klappernde Hufe, rollende Räder, brummende Motoren, Menschenstimmen, Hundegebell, Hupengequietsch und Schellengeklingel in ein einziges lang hinfließendes Gesumme, das die Trübsal von Ort und Stunde ins Hörbare übertrug.

Schropp mußte sich erst einmal Rechenschaft geben, daß die Uhr von einem nahen Kirchturm nicht sieben Uhr morgens meinte, als sie schlug. Es war Abend und glücklich wieder ein Tag verbummelt, verlüdert, verschlafen. Er mußte einmal ausrechnen, wie viel Tage auf ein gewöhnliches Menschenleben gingen ... aber nicht jetzt.

Plötzlich fuhr er zusammen. Der Herzschlag wogte ihm bis an die Ohren hinauf. Aber er blieb reglos sitzen. Wie im Wartzimmer beim Zahnarzt, wenn der Nächste an der Reihe aufgerufen wurde und man er selber war, aber immer noch irrtümlich übersprungen zu werden hoffte. Vielleicht hatte er sich tatsächlich getäuscht, hatte jemand nebenan einen Nagel eingeschlagen oder sonst gehämmert. Umso besser. Er wußte, weshalb er erschrocken war. Alles Unangenehme, alles, was tüpfte, demütigte, strafte und schmerzte, fing so an: kurze, harte Schläge eines Fingerknöchels gegen das Holz dieser Tür. Vereinbarte Ansage, daß es wieder hinter ihren Brettern stand. Es, das alltäglich Unerfreuliche, das unerfreulich Alltägliche. Bisweilen war es möglich auszukneifen, indem man einfach schwieg. Aber das Aufgeschobene, Hinweggezögerte lagerte sich einfach am Wegrand hin und paßte einem ab. Ums Wesentliche herum kam einer nicht. Er wenigstens nicht. Je verschobener, desto dichter ging es über ihn her. Manchmal in Lauten menschlicher Stimme, meistens aber durch schwarze Zeichen auf weißem Papier, die sich zu Worten und Begriffen fügten, die immer gegen ihn gemeint waren. Anforderungen stellten, die er nicht erfüllen konnte. Absagen erteilten und eiskalte Güsse verabfolgten. Denn was er in die Hand nahm, ging schief.

Schropp sprang auf. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Das Klopfen galt seiner Tür. Es war besser, er ging gleich hin. Sonst machte der andere auf. Warum vergaß er doch immer, den Schlüssel zu drehen? Er faßte die Klinke und öffnete just einen Spalt weit. Seine Stimme kratzte und hüstelnd fragte er, wer da sei, und was man von ihm wolle.

Das Treppenhaus war mäßig erleuchtet. Der Mann, welcher angeklopft hatte, stand mit dem Rücken gegen das Geländer. Den Hut hielt er in der Hand. Wahrscheinlich hatte er sich im Stockwerk geirrt. Schropp kannte ihn nicht. Aber der Fremde lächelte ihn freundlich an und fragte, ob er störe.

Da stimmte etwas nicht. Höflichkeit lag außerhalb dessen, was ihm der Alltag erwies. Im günstigsten Fall kam es auf eine Verwechslung heraus, oder dann war ganz besonders Ungutes zu erwarten. Aber er fühlte sich viel zu schwach, um sein Benehmen mit schützender Grobheit zu panzern. Zudem spürte er plötzlich, daß die große Zehe seines linken Fußes den kalten Boden berührte: der Strumpf hatte ein Loch.

Der Fremde machte zwei Schritte auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin: «Kennst du mich denn wirklich nicht mehr?» Schropp hätte ihm am liebsten die Tür vor der Nase zugeschlagen und hinterher dreimal verriegelt, aber er nahm die dargestreckte Hand mit der gleichen willenlosen Nachgiebigkeit, mit der er einen Fußtritt entgegenzunehmen fähig war. Jetzt wurde der Besucher auf einmal auch unsicher und er fragte behutsam: «Du bist doch — Sie sind doch Herr Bender? — Oswald Bender, meine ich.»

«Ja. Warum?» Schropp kratzte sich am Oberarm. Die Trottelhaftigkeit seiner Antwort stand ihm in voller Eindringlichkeit vorm Bewußtsein. Aber sollte er denn erklären, weshalb er nun Schropp hieß. Joachim Schropp! Der Name war ihm eingefallen, als er eines Abends besoffen auf dem Atelier eines befreundeten Malers lag und gegen Morgen das trunkene Elend kam.

«Dann stimmt's ja», lachte der Fremde. «Ich bin nämlich der Hansli Brückmehl, wenn du mir's glauben willst. Punkto Hansli bin ich zwar ein ziemlicher Hans geworden, wie du siehst. Aber was willst du! Man wächst nicht, man wird gewachsen ... Und wie geht's dir?»

«Wenn du hereinkommen willst ...» sagte Oswald. «Aber das Licht ist kaputt ... du mußt schon entschuldigen!» Er schämte sich, zu gestehen, daß man ihm seit Monaten unbezahlter Rechnungen wegen den Strom gesperrt hatte. Er geleitete den Besuch in die halbdunkle Unwegsamkeit seines Zimmers. Dann tastete er auf einem überfüllten Tisch herum. Ein Buch fiel herunter, dann zwei. Durch die Erschütterung gelöst, folgte eine ganze Kaskade zerblätternder Broschüren. Endlich faßten die Finger etwas Eckig-Rauhes, das beim Schütteln raspelte wie eine Zündholzschachtel. Nach mehrmaligem flüchtigem Anschwellen bläulicher Helligkeit setzte sich zaghaft gelbes Licht auf einem Kerzenstumpf fest.

«Sitz ab!» Die Aufforderung war zweifellos ernst gemeint. Aber es schien etwas gewagt, ihr so ohne weiteres nachzukom-

men. Brückmehl setzte sich schließlich auf eine nicht allzusichere Gelegenheit, die erst bei längerem Verweilen als Nachttischlein erkennbar wurde. Denn auf allen Stühlen lag beigenweise ungeordnete Ware, wenigstens soweit sie nicht auf dem Tisch Platz fand oder auf den Boden gefallen war. Die Kerze fraß nun am Docht und flackerte um die Wette mit dem von außen kommenden Schein der Bogenlampe. Die Schatten spielten durcheinander und verdoppelten sich stellenweise, indem sie schwarze Dreiecke bildeten und aus diesen heraus zarte graue Gegenbilder in die warme Helle zeichneten. Es sah aus wie auf einem alten Bild, und Brückmehl war versucht, die Stimmung ganz gemütlich zu finden.

Aber da kam die große Lähmung über ihn, welche fast unabweislich das Wiedersehen lange entfremdet Gewesener zu stören pflegt. Oswald Bender war mißtrauisch und Brückmehl befangen. Jeder saß auf seiner Stabelle und suchte das richtige Wort. Beider Bewußtsein und Erinnern war voll wunder Stellen. Aber beide fürchteten mehr, zu verletzen als verletzt zu werden. Wegen irgend einer Dummheit waren sie seinerzeit auseinandergekommen. Brückmehl hielt sich für den Fehlbaren, obwohl er damals im Recht gewesen war. Daß Oswald den lieben Gott eine Bieridee genannt und die Herren Pastoren professionelle Lügner gescholten hatte, bedeutete freilich eine Herausforderung, die der angehende Theologiestudent nicht unerwidert lassen durfte. Umsomehr, als er nicht wissen konnte, daß es bloß Häckels «Welträtsel» und eine Nase voll Nietzsche bedurft hatte, um Oswald den Kopf zu blähen, bis er das unwiderstehliche Bedürfnis empfand, sein junges Wissen in jähe Flegelei umzusetzen. Das war kurz vor dem Kriege gewesen, als sie sich zufällig zwischen zwei Zügen auf einem Bahnhof trafen. Hans Brückmehl glaubte damals, daß dies einzige Wiedersehen seit den Knabenjahren einen endgültigen und unwiderruflich trennenden Abschluß bedeutete. Er hatte dem Beleidiger wortlos den Rücken gekehrt und war davongegangen. Bender hatte dreckig hinterdreingelacht. Alles war aus. Durch Oswalds Schuld. Aber wie die Dinge heute lagen, fühlte sich Brückmehl als der Schuldigere. Er wußte seit einiger Zeit schon, daß es dem einstigen Freunde nicht gut ging. Daß ihm allerhand mißraten war, sein Vermögen draufgegangen und er zu einer Art Winkeljournalist heruntergekommen sein sollte. Und hatte doch immer gewartet, zugewartet, verschoben, verschleppt, bis er jetzt endlich Zeit fand, mit eigenen Augen nachzusehen. Aber auch das nur, weil er mit einem Vorwand aufrückte, unter dessen Deckung er sich zu nahen wagte.

Oswalds Mißtrauen war weniger deutlich umschrieben. Da es mit ihm so stand, daß er eigentlich allen mißtraute, kam es auf den einzelnen nicht mehr groß an. Er erinnerte sich recht gut, daß er Brückmehl beleidigt hatte, aber weniger genau, mit was. Damals hatte er die Leute serienweise vor den Kopf gestoßen. Denn wenn er es nicht tat, trampelten sie auf ihm herum. Schnürten ihm die Demut um den Hals, bis ihm ganz selbstmörderisch zu Mute wurde. Wenn Brückmehl jetzt wieder ähnliches im Sinne führte, wie sollte er sich dawider verhalten? Es war ihm so gar nicht wehrhaft ums Herz. Was kümmerte es ihn, ob man ihn noch weiter duckte? Für ein Beefsteak nahm er allerhand auf sich. Geschwächt. Richtig. So nannte man seinen Zustand. So, wie man ihn haben wollte. Ihn, den verlorenen Sohn. Den Abfallmenschen. Den Kloakenwurm.

Ein freundlicher Gedanke rettete das Gegenübersein der beiden Menschen. Brückmehls Hand fuhr über eine Unebenheit an seinem Rock und erinnerte ihn daran, daß er ein Pack guter, dicker Stumpen eingesteckt hatte, und zwar ohne die geringste Absicht damit zu verbinden. Denn er rauchte eigentlich nur, wenn er seine Predigt studierte und der Stimmung bedurfte. Nun aber war es wie Vorsehung. «Rauchst du?» fragte er. Die Art, wie Bender zugriff, bedeutete mehr als bloße Bejahung. Da zündete Brückmehl selber auch einen Stumpen an. Es gab einen großen Rauch, bis sich die beiden Freunde fast nicht mehr sahen, aber einander dafür auf einmal wieder verstanden. Oder wenigstens zu verstehen geneigt wurden. Ein richtiges Gespräch kam in Gang. Brückmehl konnte seinem Vorwand die Gestalt eines Anliegens geben. Er wollte den Rat eines Fachmanns hören und erzählte von den humoristischen Flugblättern, welche die puritanischen Volkswohlfahrtler herauszugeben dachten. Ganz nebenbei erwähnte er die Schwierigkeit, jemand zu finden, der sich auf solcherlei Dinge verstand. Denn er wußte ja nun, wie mannigfaltige Ansprüche die Agasuler an einen ernsthaften Humoristen zu stellen geneigt waren. Vor allem wurde sehr viel Takt verlangt. Ein guter Witz sollte einschlagen und doch niemand treffen. Bis er aber soweit zugefeilt war, lohnte es sich meist nicht mehr, ihn zu machen.

Bender schien lange nicht zu merken, worauf die Sache abzielte. Erst als ihn Brückmehl fragte, ob er unter seinen Kollegen jemand wisse, den er empfehlen könnte, ging ihm der Gedanke an eine Möglichkeit für sich durch den Kopf. Aber er wischte ihn vom Bewußtsein wie einen Regentropfen von der Brille. Er ließ sich auf kein Hoffen mehr ein. Brückmehl sah, daß er deutlicher werden mußte. Er sprach von den Mitteln, die zur Verfügung standen und den Perspektiven, die sich im Falle günstigen Erfolges aus der Angelegenheit eröffnen ließen. Da Bender nun noch immer nicht anbeißen wollte, blieb nichts mehr übrig, als ihn vor die unverblümte Frage zu stellen, ob er am Ende nicht selber zur Uebernahme des Geschäfts befähigt zu sein vermeine.

Bender zog die Augenbrauen hoch und kreuzte die Arme vor der Brust. Er spürte wieder das Herzklopfen, das ihm gegen die Rippen trommelte und den Hals hinaufpumpte. Plötzlich sprang er auf. Er wollte hin und her gehen, um seine innere Erregung zu meistern. Aber das Terrain war ungeeignet. Er stolperte, warf irgend etwas um und erleichterte sich endlich durch reichlich bildhaftes Fluchen. Mit einem rauh und unecht klingenden Auflachen wandte er sich an Brückmehl: «Gelt, du siehst ja jetzt, wie ich zu Hause bin. Das wird wohl dein letzter Besuch gewesen sein. Schulkameraden, Kindheitserinnerungen, ja, schön! Das ist recht nett unter Leuten, die etwas geworden sind. Wenn man sich auf gleicher Höhe und genügend mit Proviant versehen, zufällig wieder antrifft. Da mag Rückblick und Aussicht ins Kinderland einen gewissen Reiz haben.» Bender schluckte an etwas herum. Aber dann änderte er auf einmal den Ton und fragte schräg über die Schulter weg: «Meinst du wirklich, daß es einen Sinn hat ... ich meine, da so wieder anzufangen? Sag doch frei heraus, wie weit du mir traust ... damit ich weiß, wie's gemeint ist ... mit der alten Freundschaft!»

Brückmehl blieb ganz gelassen. «Die alte Freundschaft besteht darin, daß ich mir erlaube, dich auf solche Reden hin ein großes Kamel zu heißen. Und mein Vertrauen geht so weit, daß ich weiß, du nimmst mir's nicht übel. Natürlich sehe ich, daß du momentan auf dem Hund bist und keine ordnende Hand über dir waltet. Aber sowas ist schon ganz andern Leuten passiert, als unsereinem ...»

«Es ist nicht bloß das!» sagte Bender. Seine Stimme klang matt und müde: «Ich leide an moralischer Knochenerweichung. Man hat mich von klein auf mit Demut vergiftet. Ich bin unter allen andern der einzige Mensch, der zur Bescheidenheit erzogen worden ist und diese verdammte Bescheidenheit als Maxime ernst genommen hat ... und da stehe ich jetzt in dem Dreck, und alle andern sind unbehindert vorwärts gekommen ...» Bitternis und hilfloser Haß ballten sich zu einem groben Fluch zusammen, den er seinen Eltern ins Grab nachschickte.

Brückmehl war nicht der Ansicht, daß es zu seiner Berufspflicht gehöre, ständig Phiolen mit Salbung, Entrüstung und andern moralischen Hausmitteln in der Westentasche zu haben. Er ließ daher das dramatische Gehaben des andern scheinbar unbeachtet und sagte bloß so vor sich hin: «Ja, beim Erziehen wird viel gesündigt. Und oft am meisten da, wo besonders viel guter Willen am Werk ist. In unsern Zeiten, da jeder Jahrgang schon fast eine Generation bedeutet, statt wie früher jedes Jahrzehnt ... da ergibt sich notwendig ein Gemengsel der Grundsätze. Die einen werden auf Einordnung hin erzogen, andere auf Unterordnung und ein ganzer Haufen auf Ellbogenkraft oder überhaupt nicht. Früher war es möglich, mit Bescheidenheit und dem nötigen Können etwas zu erreichen. Das nötige Können ist auch heutzutage noch kein Hindernis, aber eingefleischte Bescheidenheit dafür ganz sicher ... oh, mein Lieber, ich verstehe dich schon ... du brauchst mich gar nicht so bös anzuschauen!»

Bender mußte wider Willen lächeln: «Wenn du mich verstehst, mußt du mir aber auch einen guten Rat geben, Herr Pfarrer. Das schuldest du deiner Berufsehre!»

Brückmehl wartete einen Augenblick lang. Dann sagte er ruhig und gemächlich, als ob er einen Spruch zitierte, das, was ihm für Benders Nöte angebracht schien: «Vor der Welt findet man für nichts so leicht Gläubigkeit, als für eingestandene Schwä-

chen. Sei schamhaft nach innen und schamlos nach außen. So wirst du das richtige Mittel halten. Die Welt will nicht, daß man an ihr hängt, sondern daß man ihr etwas vormacht. Wenn einer an ihr scheitert, geschieht es, weil er ihr gegenüber zu sehr und sich selber gegenüber zu wenig ehrlich war! Das ist der Fehler, den die meisten Eltern unserer Generation gemacht haben: Man hat uns Tugenden beigebracht, ohne die nötige Gebrauchsanweisung beizufügen. So verhält es sich auch mit deiner krankhaften Bescheidenheit oder Demut. So verhält es sich mit meinem ... ich möchte fast sagen verdammten ... Pflichtbewußtsein, das jeder Hohlkopf nach Belieben an seinen Wagen spannen kann. Oder denk an die Keuschheit, die vorm Geliebten errötet und zuhause masturbiert ... kurz, solche Verkehrtheiten lassen sich bis zur Anöderei fortsetzen.»

«Aber worin besteht denn nach deiner Ansicht die richtige Anwendung einer Tugend?» fragte Bender. «Wie stellst du dir das vor?»

«In der Anwendung auf das eigene Ich. Bevor man sie ohne Leine spazieren führt. Das Ich ist, wo alles Maß anfängt. Am Ich erprobt sich Gut und Böse. Das Ich ist ein Teil von Gottes Ganzem, mit dem wir belehnt sind. Wozu wir genau so Sorge tragen müssen, wie zu fremdem Gut. Und gerade so ein Guß unverdünnter Tugend vermag ein zartes Ich bis zur Unkenntlichkeit zu verätzen, daß man zuletzt beim Ablauf der Lehenszeit oft gar nicht mehr weiß, was man seinem Herrn und Schöpfer zurückgibt ... Du verstehst doch, was ich meine?»

«Nein», sagte Bender. «Diskussionen sind nicht mein Fall.» Brückmehl fiel es auf einmal ein, nach der Uhr zu schauen. Das tat er immer, wenn er sich beredt werden fühlte. Die gewohnte Stunde für seine Abendmahlzeit war längst überschritten. Mit der erkannten Stunde regte sich auch der Magen. Er mußte an das Bier- und Wurstgelüste denken, das ihn unter der Bestrahlung durch Erna Schlüssis Seelenforscherblick befallen hatte. Mit raschem Entschluß stand er auf und machte Bender den Vorschlag, zusammen auszugehen und gemeinsam ein Abendbrot einzunehmen. An einem Ort, wo man etwas Kräftiges auf den Zahn kriegte und nachher noch gemütlich hocken konnte. Jetzt, da man endlich wieder einmal beisammen war ...

Bender spürte, wie es ihm heiß ins Gesicht stieg. Er suchte nach einer unverpflichtenden Antwort, aber eine würgende Verlegenheit hielt ihn nieder. Was er herausbrachte, hatte weder Hand noch Fuß. Er wollte das Geständnis vermeiden, daß er keinen Rappen im Sack hatte und wußte andrerseits nicht, ob er die Anregung Brückmehls als Einladung oder Vorschlag, auf eigne Kosten mitzumachen, deuten sollte. Freilich kam ihm die Möglichkeit, den Abend auswärts in einem ordentlich beleuchteten Raum und vielleicht sogar mit gestilltem Hunger zuzubringen, fast wie ein Märchen vor. Aber er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als so etwas merken zu lassen.

Zum Glück durchschaute der menschenkundige Pfarrer das gewundene Gebaren. Er wiederholte seine Einladung in so eindeutiger Form, daß Bender seine Zweifel los wurde und auf gute Weise annehmen konnte. Aber es ging ziemlich lang, bis er bereit war. Denn er hatte zwar nicht viel anzuziehen, aber bei der grauenhaften Unordnung war das Wenige schwer zu finden. Endlich gelang es, ihn aus dem Wirrsal seiner Habseligkeiten zu lösen. Im Treppenhaus galt es noch einen letzten Bremspunkt zu überwinden: den Briefkasten. Aber Bender beruhigte sich, als er beim Schein eines Zündholzes durch die eingestanzten Ritzen spähte. Denn das Flämmchen widerglänzte auf der blechernen Rückwand, statt auf mattes, unheilschwangeres Papier zu leuchten.

Es war zu spät, um sich noch lang wegen der Wahl eines geeigneten Lokals zu beraten. Brückmehl kannte sich sowieso nicht sehr gut aus und Bender, als der Eingeladene, gab keine Meinung von sich. Vor einem als gut bekannten Restaurant hielt Brückmehl an und nötigte seinen Gefährten einzutreten. Dieser schien eine Einwendung machen zu wollen und irgendwie gehemmt zu sein. Aber Brückmehl mochte sein Zaudern auf Rechnung allgemeiner Menschenscheu setzen, wie sie bedrängten Umständen entspringt, vielleicht meinte er auch, daß Bender bloß Komplimente machen wollte, kurz, er schob ihn voran, ohne den bleichen Schrecken zu beachten, der sich über die Züge des Geschobenen legte.

Wenig darauf saßen sie in einem geräumigen Saal unter hellem Licht. Brückmehl hielt eine großformatige Speisekarte in den Händen und durchging die endlose Liste der verfügbaren Genüsse. Von Zeit zu Zeit fragte er den Namen einer besonders verlockenden Speise, aber Bender antwortete jedesmal mit ausweichender Gleichgültigkeit. Die Luft im Raum wirkte wie betäubend auf ihn. Der mit Tabakdunst durchsetzte Speisegeruch legte sich vor seinen Verstand. Sein Bewußtsein zerfiel in einen Trümmerhaufen zerstückter Vergangenheit. Zu Scherbenhügeln längsterlebten Glanzes. Und das Gegenwärtige lag wie dunkles tiefes Wasser darüber her. Immer grüner und düsterer lockte der schillernde Grund. In unzähligen Blasen und Bläschen stieg Reue und Nachdenklichkeit aus ferner Finsternis in den Leuchtbereich des Bewußten empor, um an der Oberfläche des Jetzt ins Nichts zu verplatzen. Bender erkannte mit ergebungsvoller Bitterkeit, daß ihn vordem der Besitz, der Geldbriefträger am ersten, und die Sicherheit seines ganzen Daseins genau so am zielbewußten Streben nach etwas Rechtem und Ganzem gehindert hatte, wie jetzt der offene Mangel und die Angst ums morgen. Immer und immer wieder hatte er sich vom Ureigensten ablenken lassen. Von dem, was der Mann in ihm wollte. Was die Erkenntnis Ich von seiner Seele forderte. Vom letzten Ganzen, Innersten, Wichtigsten. Die freie Gewissenserforschung des Puritaners bot keine Hilfe. Die nagte höchstens noch an den letzten Pfosten. Nie, nie hatte er gewagt, allein zu gehen. Immer war es gewesen, als ob sein Ich aus weichen Knochen bestünde. Aber jetzt kam noch ein Neues hinzu. Bender ward sich zum erstenmal der erschreckenden Tatsache bewußt, daß er sich unterm Künftigen nichts mehr vorzustellen vermochte. Das, was sein würde, lag wie ein totes Feld vor ihm. Das Kommende, unter welchem es sich bisher immer noch ein Verändertes, Besseres erträumen ließ, wenn alles Greifbare zum Ekel wurde. Er warf plötzlich einen haßerfüllten Blick auf Brückmehl, der ihn eben um seine Ansicht über Kalbshaxen auf Münchner Art fragte. Aber das traf so zusammen, daß es auch als bloßes Aufschrecken aus momentaner Zerstreutheit mißdeutet werden konnte. Einen Augenblick lang mußte Bender an sich halten und mit zusammengebissenen Zähnen den Verstand bewachen, daß er den Arm nicht ausholen und sein argloses Gegenüber mit einem ungewollten Faustschlag unter den Tisch hinunterschlagen ließ. Doch die Auflehnung brach rasch zusammen. Seinetwegen kam alles aufs selbe heraus. Wenn nur brav zu Saufen auf den Tisch gestellt wurde, war's für ein paar Stunden schon auszuhalten. Auf einmal merkte er, daß er gegen Brückmehl gar nichts hatte und seine Wut vorhin bloß das Sodbrennen gewesen war, welches sich wie eine gelbe Schwefelschnur durch sein Bewußtsein zog und von Zeit zu Zeit Ausbrüche übler Stimmung unterstrich.

Brückmehl hatte mittlerweile bestellt. Bender wußte nicht einmal was, obwohl er Punkt für Punkt befragt worden war und zu allem ja gesagt hatte. Unversehens stand roter leuchtender Wein auf dem Tisch. Für ihn allein. Brückmehl trank nicht. Nach ein paar ehrfurchtsvollen Schlücken rückte die Welt vor ihm zusammen. Alles kam näher, ließ sich begreifen und verlor an Bedrohlichkeit. Jetzt wagte er, verstohlen im Raum herumzuschauen. Das Lokal war ihm nicht unbekannt. In den Zeiten seines Wohlstands hatte er jahrelang fast täglich hier verkehrt. Drum war er auch so erschrocken, als Brückmehl gerade auf den Ort verfiel, und ihn so quasi per Schub hineinsteuerte. Solang er keinem peinlichen Wiedersehen oder Wiedererkanntwerden ausgesetzt blieb, ging's noch. Denn auch das Essen war gut. Brückmehl mußte den Haßblick vorhin als Bejahung für die Kalbshaxen auf Münchner Art verstanden haben. Es war ein bißchen schade um den guten Wein dazu. Sonst dünkte ihn das etwas umfängliche Gericht just das zu sein, worauf er den Leerlauf seiner Speicheldrüsen seit Monaten geübt hatte. Das Sodbrennen erlosch in einem tiefen, warmen Behagen.

Der Saal war noch ganz gleich wie früher. Unverändert bauchte sich altdeutsche Renaissance in serienweise gedrechselten Motiven den Wänden entlang. Gebräunte Oelfarbe und verräucherte Vergoldung halfen dem künstlichen Alter nach. Den karierten Tischtüchern an den Biertischen war nicht anzusehen, ob sie seither gewaschen worden waren, oder ob die auf dem Muster so wenig auffällig werdenden Flecken auch zu der künstlichen Lokalehrwürdigkeit gehörten. Der Geruch, den sie ausströmten, floß mit dem der überallhin verteilten Bierfilze und Aschenbecher in eine verhockte Muffigkeit zusammen, die nur durch die starken

Gerüche der frisch aufgetragenen und wirklich gut zubereiteten Speisen zugedeckt werden konnte. Die dicke Dame am Buffet war auch nicht jünger geworden. Aber der polierte Nickelaufsatz der Bierpression und die Zierarten des Gambrinus überm Ziergiebel des Humpengestells strahlten im alten Glanz. Ueberall hingen noch die selben Konsolen mit den gleichen unwahrscheinlichen Trinkgeschirren. Unter Glas und Rahmen prunkten Worte in goldverzierten Buchstaben, die Biere oder Weine anpriesen, deren kräftigende Wirkung durch daneben abgebildete gesundheitsstrotzende Landsknechte oder joviale Mönchlein anschaulich gemacht wurde. Innerhalb eines gesonderten Winkels stand der runde Tisch einer Studentenverbindung. Am Getäfer dahinter hing eine Anzahl oval gerahmter Schattenrißbildnisse. In sinniger Anordnung schmückten gekreuzte Schläger und andere Trophäen die obere Hälfte der Wandflächen. Wappen und Initialen der Verbindung prangten in Tiefbrand auf dem Schränklein neben dem schwarzen Brett. Ein paar junge Leute mit farbigen Mützen hockten schläfrig vor ihren Biertöpfen und schienen auf irgend ein erlösendes Ereignis zu warten. Die Ecke gegenüber enthielt gleichfalls eine Art Stammtisch. Um ihn herum saßen Männer und Frauen, die sich äußerst gemessen verhielten. Wenn jemand von ihnen etwas sagte, geschah es auf so bedeutsame Weise, daß man einen wichtigen Ausspruch vermutete, ohne etwas gehört haben zu müssen. Der Kreis bestand der Reihe nach aus lauter ungewöhnlich eindrucksvollen Erscheinungen. Die Gesichter der Männer waren auf Charakterkopf hin rasiert oder durch eigenartig gestutzte Behaarung hervorgehoben. Den Frauen war es weniger darum zu tun, schön zu sein, als sich ein Ansehen von Rätselhaftigkeit zu geben. Sie trugen witzig ersonnene Kleider, die das Komische der Mode betonten, ohne ihre Trägerin lächerlich zu machen und zugleich die Grenzen der Geschlechter verwischten. Auch die Männer schienen nur bei den besten Schneidern arbeiten zu lassen. Sie bevorzugten helle graue oder bläuliche Stoffe, während es die Damen eher mit dunkeln Abtönungen hielten. Die Runde als Ganzes wirkte überaus einschüchternd, und es lag auch wohl in ihrer Absicht, sich derweise von den Mitgästen abzusondern. Das schien ihr gründlich gelungen zu sein, denn selbst die Bedienung getraute sich kaum dem erlauchten Kreise zu nahen. Man fragte sich nur, weshalb so verfeinerte Menschen just in diesem gröblich geschmacklosen Lokal zusammenkamen. Der guten Küche und des leidlichen Kellers wegen schien es nicht zu sein. Tee und Mineralwasser genügten, um die Höhenluft ihrer Atmosphäre anzufeuchten. Man mußte schon wissen, daß es eben letzte Mode geworden war, den schlechten Geschmack des Spießers entzückend und naiv zu finden. Ein Pariser Malweib, dessen Nase die Stelle wahren Talents vertrat und die seit zwanzig Jahren allen Marotten deformistischer Kunstbetätigung treulich gefolgt war — um sie immer beizeiten zugunsten der nächstfolgenden abzuschwören — hatte endlich den Rank gefunden, den Kitsch als Offenbarung zu rechtfertigen. Und zwar den richtigen, unverfälschten, hundertprozentigen Kitsch, wie man ihn in Vorstädten auf Abzahlung kriegt. Doktor Sprutz vom Feuilleton des Agasuler Intelligenzblattes wurde von dergleichen künstlerischen Modewendungen ziemlich pünktlich unterrichtet und er gab sein Wissen getreulich weiter, so daß die hohen Geister in Agasul die Schwenkung, wenn auch etwas verspätet, mitmachen und als alleinseligmachende Erkenntnis verwerten konnten. So kam es, daß die Runde seit einiger Zeit ihren Sitz in einer Umgebung aufgeschlagen hatte, welche ihrem neuen Geschmack entsprechende Anregung bot. Das hatte dazu noch den Vorteil, die eigne Erscheinung vor einen Hintergrund zu stellen, von welchem sie sich nur äußerst vorteilhaft abheben konnte. Denn sonst kamen hier meistens bloß Kleinbürger und Philister zusammen, um ihr Jaßbedürfnis auszuleben. Breite Spießergestalten, die sich um Spielteppich und Literflasche lagerten und ihr Gehaben genau so ernst und wichtig nahmen, wie es die Geister der erlauchten Runde taten. Das hinderte sie aber nicht, allerlei Geräusch von sich zu geben. Meistens waren es kurz hingebrüllte Einsilbigkeiten, wie sie das Spiel mit sich brachte: «Stöck! Dreiblatt! Bock!» manchmal legte sich auch ein derber Fluch oder ein kratzendes Gelächter dazwischen. Unweit der Jasser saß ein uraltes, verstaubtes Ehepaar und kaute an einem endlosen Nachtessen. Ein gleichfalls uralter Köter bettelte zu den beiden hinauf; die Frau hielt ihm dann und wann mit der Gabel einen Brocken hin, den das Tier mit gierigem Schnappen an sich riß.

Plötzlich blähte sich der halb aus Leder genähte Vorhang am Eingang. Dann schob er sich auseinander und durch die Spalte ergoß sich, Mann hinter Mann, eine bereits angeheiterte Gesellschaft in den Raum. Bender blickte kurz hin und sofort wieder weg. Er sagte nichts, aber Brückmehl fiel es auf, daß er mit einem Male kleiner aussah. Fast schien es, als ob er schrumpfte, langsam verzwergte, einging wie mißratener Teig. Das war nicht der Augenblick, um sich mit Fragen einzubohren. Brückmehl bestellte noch einen Dreier von dem hellrot leuchtenden Hallauer. Mit Warten, Schweigen und Wein war dem Freunde am besten gedient.

Die neu Gekommenen waren nicht sogleich bedient worden und erhoben ein wildes Geschrei nach Trinkbarem. Ihr Anführer, ein mächtiger, breitschultriger Kerl, erhob sich und hielt eine Art Bierleichenrede an seine Kumpane. Er schwieg erst, als er ein volles Glas vor sich hingestellt sah. Auch die andern wurden ruhiger, als sie wieder zu trinken bekamen. Das füllige Bier schien ihren Tatendrang zu beschwichtigen. Außerdem hatte einer der Ruhigern die Anwesenheit der erhabenen Runde bemerkt und rasch seine Gesellen zu weniger lautem Benehmen gemahnt. Die hohen Geister nahmen zwar nicht die geringste Notiz von der polternden Bande. Aber eben das wirkte, wo nichts anderes gewirkt hätte. Die lärmenden Brüder bemühten sich nach Möglichkeit, nicht weiter zu krakeelen, als die Tischplatte reichte.

Brückmehl erschrak beinahe, als Bender unversehens zu reden anfing. Die Stimme tönte heiser und unsicher: «Reut's dich jetzt nicht, daß du den Abend mit mir verloren hast? Punkto Unterhaltung hättest du's schon besser treffen können ... wenigstens für die splendide Bewirtung, die du an mich verschwendest. Aber es stürmt so furchtbar viel auf mich ein ... Herrgott, jetzt habe ich schon wieder die Flasche ausgetrunken!»

«Es hat noch mehr im Keller», sagte Brückmehl und winkte der Kellnerin. «Weißt du noch, damals in der Dschungel — nein, später war's, in unsrer Höhle bei den Thermopylen — als Scharni wollte, daß wir uns regelmäßig über unser Leben berichten sollten, und zwar in richtigen Aufsätzen, oder gar in dichterisch gefaßten Bildern ... Ich hab die Sache schon längst vergessen gehabt, aber da kriege ich dieser Tage ein dickes Kuvert aus London ... und denk dir, was drin ist! Nach mehr als zehn Jahren kommt ihm die alte Abmachung in den Sinn, die niemand eingehalten hat ...»

«Ein gelber Umschlag?» unterbrach ihn Bender. «Mit großen Siegeln?»

«Dann hast du's auch bekommen?»

«Er wird's an meinen frühern Namen adressiert haben ... Aber es kann sein, daß ich's trotzdem bekommen habe.» Er mochte nicht gestehen, daß er die Sendung uneröffnet ins Feuer geworfen hatte. Das große Format war ihm unheimlich gewesen. Auf dem Umschlag mußte der Name des Absenders gefehlt haben. Es war auch möglich, daß er ihn einfach übersehen hatte. Briefe enthielten nur Unangenehmes, also weg damit! Mit Ausnahmen zu rechnen, hatte er sich längst abgewöhnt.

«Ich hätte freilich auch allerhand zu erzählen», sagte er. Aber zu schreiben vermöchte ich's nicht.»

Brückmehl schenkte ihm das Glas voll. Bender warf einen hastigen Blick auf die lärmende Gesellschaft nebenan und rückte dann den Stuhl so, daß er ihr völlig den Rücken kehrte. Die Kellnerin nahm die abgegessenen Platten weg, und Brückmehl packte wieder seine Stumpen aus. «Nimmt mich wunder, was das für Leute sind», meinte er und deutete mit einer Kopfbewegung zum andern Tisch hinüber.

«Künstler», sagte Bender kurz. Brückmehl gab ihm Feuer. Er paffte eine Weile lang schweigend vor sich hin. Plötzlich kam ihm ein halbes Lächeln die Kehle herauf. «Zum Glück kennt mich keiner mehr. Sonst gäb's ein Gelächter! All das: Hab ich's nicht gesagt? All die Mißgunst, die Recht bekommen hat! Die eingetroffenen Prophezeiungen!» Er griff sich nervös am Hals herum, als ob ihn der Kragen würgte. Ein Gewölle bitterlichen Erinnerns drängte ihm die Gurgel hinauf.

Fortsetzung folgt

KEINEN PLATZ FÜR TYRAS

An einem Pier des altmodischen Hafens von Lissabon liegt ein Hund vor dem amerikanischen Dampfer «Siboney» und bewacht eine Kajütenluke, hinter welcher das Gesicht seines Herrn soeben verschwunden ist. Der Herr gehört zu den 350 Menschen, die auf dem kleinen, für die Unterbringung von höchstens der Hälfte dieser Zahl von Passagieren eingerichteten Schiff die Reise über den Atlantischen Ozean antreten, für den Hund gab es keinen Platz. — Die Dampfer der «American Export Lines» sind die einzigen, die noch in diesem letzten freien Hafen der europäischen Atlantik-Küste anlegen, um den Passagier-Verkehr zwischen der Alten und der Neuen Welt aufrecht zu erhalten. Außer ihnen gibt es nur die Clipper-Flugzeuge, auf denen die Plätze auf Monate im voraus gebucht sind. Auch auf einen Schiffsplatz muß man in Lissabon oft wochenlang warten. Jeden Freitag, dem Abfahrtstag der «Export-Liners», spielen sich am Hafen schmerzliche Szenen der Trennung ab. Denn die meisten Menschen, die sich heute in Lissabon einschiffen, sind Flüchtlinge, Emigranten, unfreiwillige Auswanderer, Heimatlose aus den in diesem Krieg geschlagenen Ländern Europas, und wieviele von ihnen werden ihre Heimat nie wiedersehen! Aber sie, die ein amerikanisches Visum und eine Fahrkarte nach New York besitzen, sind beneidenswert, verglichen mit den Tausenden, die gezwungen sind, Europa zu verlassen und die in Lissabon auf einen Paß, auf Geld, eine Reisemöglichkeit warten. Sie füllen die Hotels, Pensionen, billigen Mietzimmer, die Cafés, Reisebureaux, die Wartezimmer der Konsulate in Lissabon und geben der vor kurzem noch idyllisch stillen Hauptstadt Portugals ein internationales Gepräge, eine hektische Betriebsamkeit, die seltsam und traurig eindrucksvolle Atmosphäre eines letzten Postens am Rande des fürchterlich heimgesuchten europäischen Kontinents. Vom gleichen Hafen fuhren einst die Schiffe Heinrichs des Seefahrers, von Weltumseglern und Eroberern aus. Jetzt blicken von hier aus besiegte Menschen mit kummervoller Hoffnung nach Westen.

Annemarie Clarac-Schwarzenbach

Wie war's denn damals?

ZUM ZÜRCHER SECHSELÄUTEN

Das zürcherische Frühlingsfest braucht auch den Nichtzürchern kaum mehr geschildert zu werden. In der ganzen Schweiz weiß man, daß es altüberliefertes Brauchtum der Zürcher Zünfte ist, jeweils an einem Montag im April jedes Jahres den Winter in Gestalt des «Böögg» vor den Augen der ganzen Stadt und unter feierlichem Glockengeläute zu verbrennen, und daß diesem sinnbildlichen Akt ein Umzug der Zünfte vorausgeht. Jahr für Jahr wiederholt sich das gleiche Bild: Zünftler zu Roß und zu Fuß mit ihren Bannern und Emblemen und — das Schönste und Bewegendste, gleichgültig, ob im eigenen oder im Zug der Erwachsenen — Kinder, Buben und Mädchen. Jung und reinen Herzens, erfüllt vom Glanz des Ausnahmetages, getragen vom wichtigen Stolz, mitbeteiligt zu sein, ziehen sie in ihren Trachten und farbigen Gewändern und mit ihrer lachenden Freude durch die Straßen, und der Zuschauer meint, jedes Jahr die gleichen Gesichter, die gleichen jungen Menschen zu sehen, weil es die gleiche Freude, der gleiche Stolz, die gleiche Beschwingtheit ist. Für ein paar gute Augenblicke vergißt er, daß es bloß immer wieder die Jugend ist, die da vorüberschreitet, die Jugend, die mit ihrem unbekümmerten Anrecht aufs Dasein, aufs Ernstgenommenwerden, auf Gegenwart und Zukunft, auf Geltung und Eingliederung ins Ganze, immer und immer wieder die Jugend, heute, in zehn, in fünfzig, in hundert Jahren. Wie ein See als See bleibt, es aber dauernd anderes Wasser ist, das ihn bildet, so bleibt die Jugend, nur sind es andere Menschen, die sie vertreten . . . Auch die Hintergründe und Zustände verschieben sich, von denen sich die Jugend abhebt. Immer geschieht etwas auf der Welt, und dauernd wird das menschliche Gemüt von etwas Neuem bewegt. Wir zeigen hier mit ein paar bescheidenen Stichproben den Wandel der Hintergründe. In der Rückschau will es uns scheinen, als wäre die eine Tatsache der ewigen Wiederkehr der Jugend unermeßlich wichtiger als aller Hintergrundskram, woran sich jeweils unsere Anteilnahme so ungestüm und übereifrig heftet.

7. April 1930

Der Zeppelin fliegt über Zürich. / Am 6. April: Eidgenössische Volksabstimmung über die Alkoholvorlage; 490000 Ja, 320000 Nein. / Der Bundesrat hat dem Ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag die Mitteilung zukommen lassen, daß die direkten Verhandlungen zwischen der Schweiz und Frankreich über die Schaffung einer neuen vertraglichen Grundlage der Genfer Freizone ergebnislos verlaufen sind. / Die Rechtsverständigen der fünf Flottenmächte erreichen an der Londoner Konferenz ein Uebereinkommen über die Haltung der Unterseeboote im Kriege. / Die Königin Viktoria von Schweden am 4. April gestorben. / In Zürich wird ein Aufruf für ein Waldmann-Denkmal erlassen. / In Paris spricht man von der Entführung des Generals Kutepow.

20. April 1931

Der neue Ministerpräsident der jungen spanischen Republik, Zamora, erklärt, er habe keinerlei Befürchtungen wegen eines monarchistischen Gegenputsches. / Der Düsseldorfer Mordprozeß Kürten bewegt die Gemüter und füllt die Spalten der Blätter. / Am 17. April verurteilte das Schöffengericht Schöneberg den Reichstagsabgeordneten Dr. Goebbels wegen Beleidigung des Polizeipräsidenten Weiß abermals zu 2000 Mark und wegen Aufreizung zum Klassenhaß zu 500 Mark Geldstrafe.

18. April 1932

Ein Jahr spanische Revolution. / In Darmstadt wird die nationalsozialistische Wehrorganisation verboten. / Regierungsratswahl im Kanton Zürich. / Hindenburg schreibt einen Brief an Reichsinnenminister Groener: «Die das Verbot der SA. und SS. aussprechende Verordnung vom 13. April 1932 habe ich vollzogen, nachdem Sie mir in ernsten Worten die Schwierigkeiten der politischen Lage dargelegt haben.» / Die «ZI» gibt die Abrüstungsnummer heraus.

24. April 1933

Währungskrise in den Vereinigten Staaten. / Amerika macht Einsparungen in der Armee und setzt die Zahl der Offiziere von 12000 auf 8000 herab. / In Zürich gibt der Prozeß Wolfensberger & Widmer viel zu reden. / Besprechung

Roosevelts mit MacDonald in Washington. Die beiden sind der Ansicht, daß das Ergebnis der Unterredung als ein Fortschritt auf dem Wege zu einem Erfolg der Abrüstungskonferenz angesehen werden kann.

16. April 1934

Die Stawisky-Affäre in Paris liefert der ganzen Weltpresse Stoff. / Britische Demarche gegen die Erhöhung des Reichswehrbudgets. / Offiziersverschwörung in Rumänien. / Finanzhilfe für den Kanton Genf durch den Bund. / Einigung zwischen Dollfus und der Heimwehrführung. / Polnische Demonstration gegen die Tschechoslowakei. / Mussolini erklärt Frau Anna MacCormick: «Ich bin kein Optimist, aber ich sehe doch keine unmittelbare Kriegsgefahr.» / Trotzki in Fontainebleau. Die Polizei umzingelte die Wohnung und fand Trotzki an seinem Schreibtisch sitzend, mit zwei Revolvern bewehrt. «Ich heiße Sodrov», erklärte dieser dem Polizeibeamten. Doch dieser entgegnete: «Sie sind Trotzki!» — «Ja, ich bin es.»

8. April 1935

Die Basler Entführungsaffäre Jacob erregt die Gemüter. / Vorabend der Konferenz von Stresa zwischen Italien, Frankreich und England. MacDonald fährt nach Stresa. / Wahlkampf in Danzig. Das Wahlergebnis ist eine Enttäuschung für die Nationalsozialisten, die nur eine Mehrheit von 60 Prozent erreichen. / Neue Note Abessiniens an den Völkerbund. Die Abessinische Regierung ist der Auffassung, daß die im «Temps» vom 2. April gemeldete Entsendung mehrerer Tausende ägyptischer Arbeiter nach Eritrea zur Vornahme von Straßenbauten in der Nähe der abessinischen Grenze einen Teil der italienischen militärischen Vorbereitungen darstellt. / Die Oeffentlichkeit erwartet mit Spannung, ob der Völkerbund etwas ausrichten kann.

20. April 1936

Die Völkerbundsvermittlung im italienisch-abessinischen Konflikt ist gescheitert. / Der Absturz eines deutschen Militärflugzeuges bei Orvin gibt viel zu sprechen. / Am Sonntag Eröffnung der 20. Schweizerischen Mustermesse in Basel. / Schneesturm in Deutschland. / Neuer Appell des Negus an den Völkerbund. / 600 Jahre Zünfte Zürichs.

19. April 1937

Bürgerkrieg in Spanien. / Kurz vorher war König Faruk in der Schweiz. / Theater- und Kinostreik in Paris. / Der Führer sagte auf dem letzten Parteitag: «. . . daß uns Welten vom Kommunismus trennen, daß diese Gegensätze unüberbrückbar sind und daß diese beiden Welten sich nur voneinander entfernen, nie aber miteinander vereinigen können.» (Deutsche Allgemeine Zeitung.) / Der Dichter und Feuilletonredaktor Dr. Hugo Marti starb am 20. April 43jährig. / Hungerrevolte in Barcelona.

25. April 1938

Deutschland verlangt Autonomie für die Sudetendeutschen. / In Frankreich wird die Bündnispflicht gegenüber der Tschechoslowakei erörtert. / Daladier und Bonnet in London. / Hore Belisha in Rom. / Benesch hält eine Rede und betont seine Zuversicht, daß die gegenwärtigen Schwierigkeiten ohne Bruch und Zerfall des Landes überwunden würden. / Machtvolle vaterländische Kundgebung der N.H.G. in Lugano. / In der Schweiz wird allerorten die Frage erörtert, ob es zum Kriege komme oder nicht. Es fehlt nicht an solchen, die mit hartnäckigem Optimismus an den Frieden glauben.

24. April 1939

Roosevelt erläßt einen großen Friedensappell an die europäischen Mächte. / Antwort des Bundesrates auf eine deutsche Umfrage: a) Der Bundesrat hatte keine Kenntnis von der Absicht des Präsidenten Roosevelt, einen Friedensappell an die deutsche und italienische Regierung zu richten; b) Der Bundesrat vertraut auf die Respektierung der durch die eigene Wehrkraft verteidigten Neutralität der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die von Deutschland und den übrigen Nachbarstaaten ausdrücklich anerkannt ist. / In Avenches wurde die goldene Büste eines römischen Kaisers gefunden; Gewicht 1,65 Kilogramm. / Am 22. April wurde die verbreiterte Quaibrücke in Zürich offiziell dem Verkehr übergeben. / Eifrige Vorbereitungen auf die Eröffnung der LA.

DR. JOH. KONRAD AMMANN

nach dem Gemälde eines unbekannten holländischen Malers.

Wie der Schweizer Dr. Johann Konrad Ammann

vor 200 Jahren in Holland als erster nach planmäßigem Verfahren taubgeborene taubstumme Kinder sprechen lehrte.

Es war im Sommer des Jahres 1690, als der reiche Blumenzüchter Pieter Koolhaart von Haarlem nach Amsterdam kam. In seiner Gesellschaft befand sich seine siebenjährige Tochter Hester, sein einziges Kind, aber gleichzeitig auch seine größte und einzige Sorge. Hester war von Geburt an taub, und da sie taub war, so war sie auch stumm. — In der Tasche des reichen Blumenzüchters befand sich ein Stück Papier mit einer Adresse. «Doktor Ammann, wohnhaft an der Prinzengracht», stand darauf. Eigentlich hatte Koolhaart nicht nach Amsterdam kommen wollen; er hielt im voraus nichts davon, nichts von dem Doktor und schon gar nichts von dessen bis jetzt unerprobter Methode. Aber seine Frau, die Mutter oder genauer gesagt: die Stiefmutter der kleinen Hester, hatte ihn schon tausendmal gebeten, die kurze Reise doch einmal zu unternehmen. Man dürfe doch nichts unversucht lassen. — Koolhaart mußte ihr schließlich recht geben, und überdies stammte die Adresse von einem bekannten Professor der Leidener Universität. — Dennoch war der Blumenzüchter sehr überrascht, an der ihm aufgegebenen Adresse einen noch sehr jungen Menschen anzutreffen. Der «Doctor medicinae» Ammann, der an der genannten Adresse wohnte, hatte höchstens die Zwanzig überschritten. Praxis schien er überhaupt noch nicht zu haben, das sah Koolhaart, der für Wohlhabenheit oder das Gegenteil einen sehr guten Blick hatte, sofort. Indessen verwunderte er sich andererseits darüber, daß Dr. Ammann ruhig und selbstsicher sein Gesuch anhörte, ob er bereit wäre, sich mit der Heilung oder, genauer gesagt, mit dem Versuch, seine Tochter Hester das Sprechen zu lehren, abzugeben.

Ammann sagte zwar nicht sofort ja, aber er gab dem Blumenzüchter eine kleine Auseinandersetzung, die diesem vieles deutlich machte. Er könne nichts versprechen, meinte er, er beschäftige sich erst seit einigen Monaten mit dieser Materie, vor allem untersuche er, was ein Brüsseler Gelehrter, ein gewisser Helmont, über diese Sache geschrieben habe; auf jeden Fall habe er jedoch die Absicht, sich auf diesem Gebiet zu spezialisieren. Dann sah er die kleine Hester an und winkte ihr, zu ihm zu kommen. Er nahm ihre Hand und legte sie an seinen Kehlkopf. «Ah», sagte er gedehnt, und noch einmal «Ah».

Nach einer guten Stunde verließ der Blumenzüchter den jungen Arzt; er war sehr aufgeräumt, und als er bei seiner Frau in Haarlem angekommen war, erzählte er ihr, daß er den Schweizer Doktor engagiert habe, vorläufig ein Jahr zu ihnen nach Haarlem zu kommen und seiner Tochter Sprachunterricht zu geben. Denn es war wahr, daß Hester wirklich und wahrhaftig dem Doktor den Vokal «a» nachgesagt hatte. —

Johann Konrad Ammann blieb nicht ein Jahr in Haarlem, sondern drei Jahre. Als er dann das Haus von Koolhaart wieder verließ, war er erst vierundzwanzig Jahre alt, aber in ganz Holland eine Berühmtheit. Zu hunderten, ja, im Verlauf der Zeit, zu tausenden, kamen die Menschen nach Haarlem, um Hester zu sehen; vor allem aber, um sie zu hören, die durch Dr. Ammann zum mindesten das eine der beiden Gebrechen, die ihr seit ihrer Geburt anhingen, verloren hatte: die Stummheit.

Ammann war im Jahre 1669 zu Schaffhausen als Sohn des Stadtarztes und Professors der Naturkunde und der griechischen Sprache Dr. Ammann geboren. Nachdem er in Basel sein Studium der Medizin begonnen hatte, setzte er dieses zu Leiden fort, wo er auch seine Examen ablegte. — Ammanns Methode war neu, und wenn später einmal die Behauptung aufkam, daß er erst durch F. M. van Helmont dazugekommen sei, mit dem er, was nicht abzustreiten ist, zusammen ein Buch über dieses Problem herausgab, so muß auf die Aeußerung van Helmonts im gleichen Buche hingewiesen werden, wonach Ammann nichts, aber auch nichts ihm zu verdanken habe. — Ammanns Buch «Surdus loquens», der sprechende Taube, muß noch heutzutage als das klassische Werk über den Taubstummenunterricht angesehen werden. Er gab es im Jahre 1692 heraus, noch in der Zeit, als er sich im Hause Koolhaarts befand; er setzte darin im Anschluß

Fortsetzung auf Seite 55

TITELBLATT ZU AMMANNS LEHRBUCH

F. M. van Helmonts natürliches ABC und J.C. Ammanns weitere Erfindungen, um Taubgeborene sprechend zu machen. (Der Mann mit der Schreibfeder und dem Zirkel, der die Mundstellung auf dem Bilde erklärt, ist wahrscheinlich Ammann selber.)

Die verlorene Kasse

VON MAX HERGERT

Das Zimmerverlesen war vorbei, und der Feldweibel kehrte in das Kompaniebüro zurück. Er setzte sich an seinen Platz oben am Tisch, streckte die Beine weit von sich und gähnte laut. Dann wühlte er in den auf dem Tische liegenden Papieren, nicht um zu arbeiten, sondern aus Langeweile. Ich hatte sogar den Eindruck, er bleibe absichtlich so lange im Büro, um mich am schlafen zu hindern. Trotzdem zog ich schließlich meinen Strohsack hinter dem Schrank hervor und breitete ihn auf dem Boden aus, direkt vor der Schranktür, hinter der sich die Kompaniekasse befand und die ich — nebst dem Telephon — wie ein treuer Wachthund zu hüten hatte. Das gehört eben zu den Obliegenheiten einer Büroordonnanz. Die gekürzte und oft gestörte Nachtruhe ist die Schattenseite des Bürodienstes.

Alles war vorbereitet, um mich «in den Schlaf zu stürzen», nur der Feldweibel müßte aus dem Büro verschwinden, und von der Soldatenstube sollte noch die Kasse gebracht werden. Denn auch diese Kasse hatte ich während der Nacht zu behüten. Sie wurde jeden Abend von Füsilier Fritz Rubi, der die Regiewirtschaft in der Soldatenstube führte, herübergebracht. Die Soldatenstube befand sich im Wald, etwa siebzig Meter vom Gasthaus «Adler», wo wir einquartiert waren, entfernt.

Ungeduldig schaute ich auf die Uhr. Es war bereits halb elf Uhr, und morgens halb fünf Uhr war schon Tagwache. Demonstrativ setzte ich mich auf den Strohsack und fing an, meine Schuhe auszuziehen, um so den Feldweibel zu bewegen, sich aus dem Büro zu verziehen. Draußen heulte der Wind. Das Haus ächzte in allen Fugen, und jeden Moment mußte man befürchten, der Dachstock werde einstürzen. Der Gasthof «Adler» hatte bereits ein ansehnliches Alter erreicht, er stand direkt auf der Paßhöhe eines Juraberges, wo von allen Seiten der Wind zukam. Bei starkem Wind ging in der Regel das Licht aus, da es in der schlechten Leitung irgendwo immer Kurzschluß gab. Auch heute hatten wir zeitweise kein Licht, doch unser gewandter Elektriker hatte den Schaden schon wieder behoben. Als Büroordonnanz war ich froh, wenn der Wind hie und da die Telephonleitung unterbrach. Dann hatte ich einige Tage Ruhe von dem ewigen Geklingel und konnte nachts ungestört schlafen.

Endlich erhob sich der Feldweibel, setzte die Mütze auf und schickte sich an, das Büro zu verlassen.

In diesem Moment ging die Türe auf und Füsilier Rubi erschien. Merkwürdigerweise hatte er weder angeklopft noch nahm er Achtungstellung an, um sich beim Feldweibel anzumelden. Er machte einige Schritte auf mich zu, stellte die Zigarrenschachtel, in der das Geld der Soldatenstube aufbewahrt wurde, auf den Tisch und sagte stockend zum Feldweibel:

«Der Wind ... hat mir ... die Kasse ... fortgerissen. Das Geld ... werde ich ersetzen, aber mit dem ganzen Mist will ich nichts mehr zu tun haben!»

Die letzten Worte sagte er mit steigender Erregung, er schrie sie fast hinaus. Sein Gesicht war totenblaß, und die Augen starrten groß und wie irrsinnig ins Leere.

Bevor der Feldweibel antworten konnte, war Fritz Rubi zur Tür hinausgelaufen. Die Türe blieb offen, und ein Windstoß fegte ins Büro, alle Papiere durcheinanderwirbelnd.

Der Feldweibel und ich beugten uns gleichzeitig über die Kasse, hoben den Deckel der Zigarrenschachtel hoch, um nach nach dem Geld zu sehen. Auf dem Boden der Schachtel befand sich nur noch ganz wenig Kleingeld.

«Ist der Rubi verrückt geworden?» — knurrte der Feldweibel.

«Man kann ihn doch nicht weggehen lassen! Man muß wissen, was passiert ist!» — antwortete ich und rannte, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Tür hinaus, Rubi nach.

Draußen war finstere Nacht, und von Rubi war nichts zu sehen. Der Wind fuhr mir kalt durch die Kleider, große Regentropfen klatschten mir ins Gesicht. Zuerst wandte ich mich im Laufschritt zur Kegelbahn, wo zwei Züge der Kompanie ihr Kantonnement hatten. Das Licht war bereits ausgelöscht, einer, der noch wach war, gab mir mürrisch zur Antwort, Rubi schlafe nicht hier, sondern im «Holzegg», wo der dritte Zug untergebracht war. Ich machte kehrt und lief durch den langen Gang des Gasthofes zur vorderen Tür hinaus auf die Soldatenstube zu. Zwischen den hohen Tannen hindurch schimmerte Licht. «Gottlob, Rubi befindet sich in der Soldatenstube», dachte ich und verlangsamte meinen Lauf. Der Wind verursachte in den Wipfeln der Tannen ein mächtiges Rauschen, es war, als befände man sich in der Nähe eines großen Wasserfalles. Stoßweise fuhr der Wind durch den Wald, mit einer Kraft, daß die Bäume ächzten und sich unter seiner Gewalt bogen.

Zu meiner Verwunderung war die Türe der Soldatenstube verriegelt, trotzdem alle Fenster hell erleuchtet waren. Sogar der Radio spielte noch, ich konnte, vor der Türe stehend, ganz deutlich eine Tanzmusikübertragung hören. Ungeduldig klopfte ich mit den Fäusten an die Tür und rief: «Rubi, mach auf!»

Nichts regte sich drinnen. Außer dem heulenden Wind, dem Rauschen der Bäume und der leisen Tanzmusik war nichts zu hören.

«Rubi, sternechaib, mach keine Dummheiten!» — schrie ich noch lauter, in der Meinung, er habe sich versteckt und fürchte sich zu öffnen. Doch alle meine Bemühungen waren erfolglos. Die Türe blieb fest verschlossen, und in der Soldatenstube regte sich niemand. Es bemächtigte sich meiner eine immer größer werdende Unruhe. Ich sah das bleiche Gesicht und die großen starren Augen Rubis vor mir und hatte Angst um ihn.

■

Als ich ins Kompaniebüro zurückkehrte, um meine erfolglosen Bemühungen zu melden, war dort bereits der stellvertretende Kompaniekommandant, Oberleutnant Müller, anwesend. Ebenfalls hatten sich der Wachtkommandant und die Alarmordonnanz eingefunden. Bei allen spürte man Erregung und Spannung, die der außergewöhnliche Vorfall hervorgerufen hatte. Oberleutnant Müller gab jedoch ruhig und überlegt seine Anweisungen. Die Alarmordonnanz schickte er sofort per Velo ins «Holzegg», um nachzusehen, ob sich Rubi dort befinde. Der Wachtkommandant erhielt den Auftrag, gewaltsam die Türe der Soldatenstube zu öffnen und auch dort nach Rubi zu suchen. Er schlief oft in der Soldatenstube und hatte sich vielleicht eingeschlossen.

Nach kurzer Zeit kamen beide zurück und meldeten, daß Rubi nirgends zu finden sei, weder im Kantonnement noch in der Soldatenstube. Jetzt wurde die Sache langsam unheimlich! Die Kontrolle des Kassabuches ergab, daß sich dreihundertzwanzig Franken hätten in der Kasse befinden sollen. Das noch vorhandene Kleingeld machte jedoch nur knapp zehn Franken aus, so daß dreihundertzehn Franken fehlten. Der Wachtkommandant äußerte Zweifel, ob wirklich die Kasse vom Winde fortgenommen worden sei. Aber alle andern widersprachen, keiner verdächtigte Rubi einer Schlechtigkeit. Zudem war die Zigarrenschachtel, in der sich das Geld befunden hatte, stark beschmutzt und trug deutliche Spuren des Kotes, in den sie gefallen war, nachdem der Wind sie Rubi aus den Händen gerissen hatte.

«Könnte man nicht nach dem Geld suchen?» machte ich den Vorschlag. Der Oberleutnant war damit einverstanden, und, mit Taschenlampen ausgerüstet, machten sich der Feldweibel, der Wachtkommandant und ich auf den Weg, um im finsteren Wald nach dem verlorenen Geld zu suchen. Wir leuchteten zuerst den ganzen Weg vom «Adler» bis zur Soldatenstube ab. Es war erfolglos. Wenn Kleingeld aus der Kasse gefallen war, dann mußte es im tiefen Kot versunken sein, und die Banknoten hatte der Wind sicher schon weit fortgetragen. Bereits traten wir den Rückweg an, froh, sich vor dem kalten Wind in den warmen Raum retten zu können, als ich plötzlich im Lichtkegel der Taschenlampe, am rechten Straßenbord, etwas erblickte, das wie eine Banknote aussah. In der Tat war es eine Zwanzigfrankennote! Das gab uns einen Anhaltspunkt, an welcher Stelle sich der Unfall ereignet haben mußte. Eifrig machten wir uns nun auf die Suche. Schritt um Schritt leuchteten wir mit Taschenlampen das Terrain ab. Wenn ein dürres Baumblatt in den Lichtschein gelangte, dann bückten sich alle rasch und glaubten, eine Banknote gefunden zu haben. Doch da rief auf einmal der Wachtkommandant triumphierend: «Ich habe ein Fünfernötli gefunden!» Gleich darnach fand der Feldweibel eine Zwanzigfrankennote und auch ich fand nochmals eine solche. Der Wind hatte diese schon mehr als hundert Meter von der Straße fortgeweht. Nachdem wir eifrig mehr als eine Stunde gesucht hatten, brachten wir fünfundneunzig Franken zusammen, also schon einen schönen Teil der verlorenen Summe.

Blaugefroren und vor Kälte zitternd, kehrten wir ins Kompaniebüro zurück. Wir waren froh, einen Teil des Geldes gefunden zu haben und meldeten dies deshalb stolz dem Oberleutnant. Dieser zeigte sich nicht besonders erfreut, sondern meinte bekümmert:

«Besser wäre es, ihr hättet mir den Rubi zurückgebracht!»

Auch wir machten uns jetzt ernstliche Sorgen um Rubi. Er war einer der jüngsten unserer Kompanie, kaum 21 Jahre alt. Jetzt fiel uns auch sein ernster, verschlossener, oft fast schwermütiger Charakter auf. Als plötzlich der Satz in die Stille fiel: «Wenn er sich nur kein Leid angetan hat», war das ausgesprochen, was wir alle dachten und befürchteten.

Oberleutnant Müller entschloß sich, eine Suchaktion durch den Wald bis zum «Holzegg» zu unternehmen. Wir beteiligten uns alle daran, doch die Aktion blieb erfolglos.

Der Vorfall wurde nun der Heerespolizei gemeldet. Diese erklärte, die Sache zu übernehmen, doch sei es nutzlos, die Suche nach Rubi während der Nacht noch länger fortzusetzen.

So stellten wir die Suchaktion ein und begaben uns zur Ruhe. Es war unterdessen halb zwei Uhr morgens geworden, und in drei Stunden war schon Tagwache. Ich konnte kaum schlafen, mehrmals erwachte ich aus schweren Träumen, die sich alle mit Rubi beschäftigten. Ich sah ihn immer als Toten vor mir ...

Gleich nach der Tagwache rief der Oberleutnant die Kompanie zusammen und setzte sie von dem Ereignis der Nacht in Kenntnis. Zugleich warnte er vor Gerüchten und forderte diejenigen, die Näheres über Rubi wüßten, auf, sich zu melden. Füsilier Wiederkehr meldete sich. Er war einer der wenigen Kameraden Rubis und wohnte im gleichen Dorf wie dieser. Was er erzählte, war für uns alle niederschmetternd. Die verheiratete Schwester Rubis habe sich vor zwei Jahren in einem Anfall von Schwermut mit ihren zwei kleinen Kindern in der Wohnung umgebracht! Jetzt zweifelte schon keiner mehr daran, daß sich auch Rubi ein Leid angetan habe.

Nach dem Morgenessen machte sich die ganze Kompanie unter Führung der Offiziere auf die Geldsuche. Im Umkreis von dreihundert Meter fand man Geld. Sehr rasch hatte sich die Sache in der Gegend herumgesprochen, und bald tauchten auch einzelne Leute von anderen Truppeneinheiten, die in der Nähe von uns stationiert waren, auf, um nach Geld zu suchen. Schließlich kam es nicht alle Tage vor, daß man im Wald Banknoten finden konnte und mancher hoffte, schnell ein Fünfernötli in die Tasche stecken zu können. Ebenfalls tauchten einige Zivilisten auf, um sich nach Geld umzusehen. So waren wir gezwungen, eine Wache hinzustellen, die «fremde» und «wilde» Geldsucher wegzuweisen hatte. Bis gegen Mittag wurden über zweihundert Franken gefunden, so daß der größte Teil des Geldes, das sich in der Kasse befunden hatte, wieder beisammen war.

Von Fritz Rubi fanden wir immer noch keine Spur. Leutnant Huber vom ersten Zug hatte mit seinen Leuten im Wald einen Ceinturon gefunden, der aber wegen seiner Größe eher einem dicken Küchenchef, aber niemals dem mageren Rubi gehören konnte. Zwei Heerespolizisten waren ebenfalls erschienen und erkundigten sich eingehend nach den persönlichen Verhältnissen von Rubi.

Das Mittagessen war wie ein Leichenmahl. Alle fühlten sich irgendwie bedrückt. Die Gespräche drehten sich nur um Fritz Rubi. Gestern war er noch ein meistens abseits stehender Dienstkamerad gewesen, der durch nichts die Aufmerksamkeit der andern auf sich zog, heute stand er im Mittelpunkt des Interesses aller. Die Postordonnanz, die lebende Nachrichtenagentur unserer Kompanie, hatte zudem dafür gesorgt, daß der Selbstmord der Schwester Rubis allen bekannt wurde. Ja, man diskutierte sogar schon die Einzelheiten dieser schaurigen Tat. Doch waren es nicht in erster Linie Sensationsinteressen, die uns am Schicksal von Fritz Rubi Anteil nehmen ließen, sondern es war ein tiefes kameradschaftliches Mitgefühl. Er gehörte zu uns, er war mit unserer Soldatenfamilie zusammengewachsen, denn mit uns zusammen hatte er Unterstände gebaut und Wache gestanden zum Schutze der Heimat.

Als das Mittagessen bereits beendigt war und sich einige zusammentaten, um einen Jaß zu klopfen, da meinte Robi Keller, der über alle immer nur Schlechtes sagte: «Wer weiß, vielleicht stimmt mit Rubi doch nicht alles und er hat sich wahrscheinlich mit einem Teil des Geldes aus dem Staub gemacht!»

Ein Sturm der Entrüstung beantwortete diese Bemerkung. Keller bekam alle möglichen Schimpfwörter zu hören, einer meinte sogar: «Ja, wenn der Keller die Kasse gehabt hätte, dann wäre er sicher damit durchgebrannt!» Keller konnte darauf gar nichts erwidern, denn alle fuhren ihm über sein freches Maul, und er mußte froh sein, daß es keine Prügel für ihn absetzte.

Am Nachmittag forderte mich der Feldweibel auf, mit ihm zu kommen. Wir durchsuchten sämtliche Heuschober der Umgebung. Als ich auf einen Heuboden kletterte, sah ich plötzlich im Halbdunkel etwas an einem Balken baumeln. Der Schreck durchzuckte mich. Bevor ich weiterging, rief ich den Feldweibel. Als wir näherkamen, stellte es sich heraus, daß nur ein altes Pferdegeschirr an dem Balken aufgehängt war.

Nach der erfolglosen Suchaktion in den Heuschobern gingen wir daran, systematisch alle Weiher und Wassertümpel zu durchsuchen. Mit langen Stangen fuhren wir darin herum, jeden Moment damit rechnend, auf eine Leiche zu stoßen. Wir fanden ihn auch hier nicht. Die Heerespolizei hatte ebenfalls noch keinen Erfolg; sie war der Ansicht, man müsse einige Zeit zuwarten, dann werde die Leiche Rubis schon zum Vorschein kommen.

Schon waren zwei Tage seit dem Verschwinden Rubis vergangen, aber das Interesse für ihn hielt unvermindert an. Man diskutierte lang und breit über die Frage, wie lange Leichen unter Wasser liegen und daß sie erst am neunten Tag an die Oberfläche kommen. Fast jeder wußte von einem besonderen Fall von Selbstmord zu berichten. Vorherrschend war jetzt die Meinung, Rubi habe sich in den eine Stunde von uns entfernten Fluß gestürzt. Die Postordonnanz hatte zudem herausgefunden, daß Rubi des Schwimmens unkundig war. Dann wurde auch schon ausführlich über das Soldatenbegräbnis diskutiert, ob daran die ganze Kompanie oder nur der 3. Zug teilnehmen dürfe, und ob man per Eisenbahn oder per Camion hingeführt würde.

Am Nachmittag des dritten Tages seit dem aufregenden Ereignis meldete sich am Telephon die Heerespolizei. Mit Herzklopfen nahm ich die Meldung ab, da ich sofort vermutete, diese habe mit Rubi etwas zu tun. Die Meldung lautete kurz und trocken: «Füsilier Rubi Fritz ist heute in der Wohnung seiner Mutter in Z. festgenommen worden und wird heute abend von einem Heerespolizisten zur Kompanie zurückgebracht.»

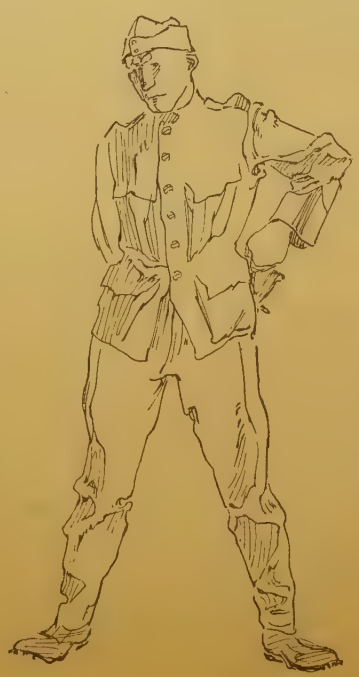
Ich war so erfreut, daß ich zuerst dem Kompaniekommandanten nur meldete:

«Er lebt!»

Am Abend traf Fritz Rubi ein. Er war vollkommen erschöpft. Sein Haar hing ihm wirr ins Gesicht, seine Uniform war in Unordnung. Der Kommandant hatte eine kurze Unterredung unter vier Augen mit ihm. Dann wurde er von einem Unteroffizier in sein Kantonnement begleitet. Es stellte sich heraus, daß Rubi nach dem Verlassen des Kompaniebüros in der Richtung des Dorfes, wo seine Mutter wohnte, davongelaufen war. Ohne zu essen, war er Tag und Nacht unterwegs und legte bis zu seiner Mutter beinahe hundert Kilometer zurück. Als ihm der Wind plötzlich die Kasse aus den Händen gerissen hatte, wurde er von einem derartigen Schreck erfaßt, daß er nicht mehr wußte, was tun. Er befürchtete, man würde ihm dies überhaupt nicht glauben und ihn für einen Schwindler und Dieb ansehen.

Die Rückkehr Rubis bewirkte ein allgemeines Aufatmen in unserer Kompanie. Obwohl ihn alle mit großer Neugierde anschauten, war es selbstverständlich, daß keiner mit ihm über den Vorfall ein Wort sprach. Man tat so, als wäre nichts geschehen. Er wurde als Kranker behandelt, dem man die Genesung erleichtern wollte. Als bekannt wurde, daß der Kompaniekommandant sich entschlossen habe, Rubi wegen seines Davonlaufens nicht zu bestrafen, da wurde dieser Entschluß in allen Tonarten gelobt. Am Morgen beim Ausrücken trug der sonst wegen seines Egoismus berüchtigte Füsilier Schellenberg freiwillig den Munitionstornister, den Rubi tragen sollte. Am Abend reinigte Robi Keller das Gewehr von Rubi und versuchte damit die Schuld seiner bösen Zunge abzutragen. Am Abend oder am Sonntag nahmen immer einige Kameraden Fritz Rubi mit, gingen mit ihm ins nahe Städtchen, ins Wirsthaus, tranken und spielten Karten mit ihm. Es war, als wollte die ganze Kompanie darin wetteifern, das an Rubi wieder gutzumachen, was man versäumte, indem man ihn lange Zeit hatte abseits stehen lassen.

Letzthin, an einem Sonntagnachmittag, da unsere Kompanie ihren Rayon nicht verlassen durfte, sah ich hinter dem «Adler» Fritz Rubi inmitten einer fröhlichen Schar Kameraden sitzen. Neben ihm saß ein hübsches, sauberes Mädchen, seine Braut. Er hatte sie kürzlich im Städtchen kennengelernt. Fritz Rubi war jetzt im Gesicht braungebrannt und hatte volle Wangen bekommen. Seine Augen hatten den starren Ausdruck verloren, sie leuchteten froh. Als ein Lied angestimmt wurde, da sang Rubi mit kräftiger Stimme mit. Soldatenkameradschaft hatte aus einem verschlossenen, ängstlichen Jüngling einen Mann gemacht, den kein noch so stürmischer Wind mehr umwerfen wird.



Zeichnung aus dem Aktivdienst von A. Bernegger

Bücher geben zu denken

DREIMAL DAS LAND DER RHONE

Vor zwanzig Jahren ist Rainer Maria Rilke zur letzten Station seiner irdischen Wanderschaft nach unruhvollem Hin- und Hertreiben ins Wallis gelangt — nicht in die gleißende Herrlichkeit der Fremdenorte in der Höhe, sondern ins mächtige Haupttal und in die Rebgelände, die sich an seinem Nordhang hinziehen. Hier fand er in dem Schlößchen Muzot über Siders seine Behausung, und je tiefer er in die Landschaft hinausschaute, desto überwältigender offenbarte sie sich ihm in ihrer kontrastreichen Eigenart, in ihrer Zartheit und ihrer Größe. Hier wünschte er sich sein Grab, und hier hat er auch, beim Kirchlein von Raron, seine letzte Ruhestätte gefunden.

«Briefe aus Muzot» ist der letzte Band der köstlichen Sammlung von Rilkebriefen (Inselverlag 1936) überschrieben, und er darf schon diese Marke tragen, denn hier schreibt ein Mensch, der einer Landschaft, dieser Landschaft, eine letzte Möglichkeit dankt, zu Atem zu kommen, zu schaffen und sich Mensch zu fühlen. Es ist gewiß überflüssig, irgendeinen Literaturfreund auf diese Briefe hinzuweisen. Vielleicht ist es aber nicht überflüssig, wieder einmal an sie zu erinnern, weil wir manchmal in einer gewissen Anwandlung dauernder Verstocktheit uns gar nicht Rechenschaft darüber geben, wie reich wir sind. Nun denn: wir meinen, daß in diesen Briefen ein Zeugnis edelsten Menschentums aus unserer Zeit vorliege, fast etwas Ueberirdisches an Reinheit der Gesinnung. Spätere werden verwundert die Köpfe schütteln, wie diese menschliche Existenz sich in die Zeit zwischen den zwei Weltkriegen verirren konnte.

Man darf die fest und hart gebaute Landschaft des Wallis als Hintergrund aller dieser Briefe sehen — man spürt es aus den Stellen, in denen er sie anruft und preist. «Denn dieses Wallis (ja, wieso nennt man's nicht, wenn man die berühmtesten Gegenden der Erde aufzählt?) ist eine unvergleichliche Landschaft; erst erfaßt ich's noch nicht in Wahrheit, weil ich's verglich: mit dem Bedeutendsten meiner Erinnerungen, mit Spanien, mit der Provence (der es ja in der Tat, durch den Rhône, blutsverwandt ist), aber erst seit ich's ganz um seiner selbst willen anstaune, offenbart es mir seine großen Verhältnisse und in ihnen, nach und nach erkennbar, die süßeste Anmut und die stärkste inständigste Ueberlieferung...» Der Briefschreiber erinnert sich, daß Goethe durchs Wallis kam, und er bildet sich ein: «Es muß Blätter geben von ihm, aufmerksam fühlende Zeichnungen, darin er diese vollkommene Gegenwart des einzelnen und wie es doch zum Nächsten und Uebrigen und Fernsten in die Tiefe führt, zum Gegenstand seiner Aneignung gemacht hätte.»

◆ ◆ ◆

Aber darin irrte er sich. So viele Jahre Rilke in dem geliebten Turme von Muzot Walliser Luft atmete, in so vielen Tagen ungefähr durchzog Goethe an der Seite Karl Augusts das Tal: von Martinach mit einem Abstecher zum Leukerbad bis zur Furka. Man greift zu der von Dr. Hans Wahl liebevoll herausgegebenen Dokumentensammlung «Goethes Schweizerreisen» (Verlag Perthes, Gotha 1921) und liest darin die knapp gehaltenen Bemerkungen über seine Reiseeindrücke. Nicht daß sie belanglos wären — im Gegenteil. Aber das Vielerlei an Kontrasten läßt es in der Eile nicht zu zusammenfassenden Formulierungen kommen, und dann strebt er weiter und weiter, dem Gotthard entgegen, zur Bestätigung der Eindrücke, die er vier Jahre zuvor hier, «auf dem Gipfel unserer Reise», empfangen hat, und «glücklich durch eine Kette merkwürdiger Gegenden» kommen sie oben an. Aber erst, da die Erlebnisse etwas zurückliegen, fällt ein Licht auf seine innere Verfassung. Von Luzern aus schreibt er an Johanna Fahlmer: «Gezeichnet habe ich keine Linie. Adieu! Ich habe nun des Großen fast zu viel», und wir erinnern uns des Satzes (sollen wir leugnen, daß er uns wohl tut?), mit dem er in einem Briefe an Sophie von La Roche seine erste Schweizerreise besiegelte: «Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist. Nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort.»

Das war 1775. Anderthalb Jahrhunderte später Rilke: «Seit zweieinhalb Jahren ist mir die Schweiz nun immer weiter aufs Wunderbarste gastlich geworden, sie rächt sich auf noble Art dafür, daß ich in früheren Jahren, zuweilen hinter absichtlich zugezogenen Waggonfenstern durch sie durchgereist bin! Aber mit dem Wallis, das mir zuerst durch seine Verwandtschaft mit der Provence und sogar Spanien anziehend war, hat sie mich nun völlig gewonnen, ja geradezu überwältigt.»

◆ ◆ ◆

Und die Einheimischen? Stehen sie verständnislos dabei, wenn andere vom Zauber ihres Landes überwältigt werden? Ein Jahr, bevor Rainer Maria Rilke seinen Fuß über die Schwelle von Muzot setzte, hat C. F. Ramuz in der vornehmen Sammlung «Les poèmes en prose» des Verlages Georg & Co. in Genf seinen «Chant de notre Rhône» herausgegeben. Es ist ein Glück, dieses Buch in Händen zu halten und sein köstliches Bouquet in sich hinüberströmen zu lassen. Da preist ein Sohn des Landes seine Heimaterde. Natürlich sieht er sie anders als einer, der von weither kommt: nicht im Sturm des Erlebnisdranges wie der junge Goethe und nicht mit so auf ein Fernes gerichteten Blicken wie Rilke — er ist ihr nahe wie einer Mutter, er kennt ihren Pulsschlag, den Sinn der geringsten Vibration ihres Antlitzes; er lebt in ihrem Dunstkreis. Ich muß das Wort wagen, denn hier sind keine Umschweife am Platz, da er leidenschaftlich darauf dringt, sie in ihrer tiefsten Lebendigkeit mit allen Sinnen zu erfassen. Und er schreibt von ihr in einer erregenden Sprache, getränkt von Anschaulichkeit und intimen Beobachtungen und zugleich weihevoll. Er weiß, von wem er redet, und er weiß zu reden. Man erlebt auch einen peinlichen Augenblick, da man sich fragt, woher

man denn solches kenne, woher man um einzelne Züge denn aus innerster Anschauung schon so genau wisse, und dann plötzlich inne wird, daß man es von ihm selber hat, aus seinen Romanen, die ja immer auch eine Art Legende des Erdbodens sind, auf dem sich, in untrennbarer Verflechtung mit allem Wesenden, ein Schicksal vollzieht.

Kann ein Werk, das als dichterische Offenbarung so tief dem Heimatboden verwurzelt ist, in eine andere Sprache übertragen werden? Werner Johannes Guggenheim hat es in einer prächtigen Ausgabe, «Gesang von den Ländern der Rhone», die mit 30, dem Text glücklich angepaßten Zeichnungen von Eugen Früh geschmückt ist, versucht (Morgarten-Verlag, 1941). Er hat sich schon manches Mal als Uebersetzer von Werken Ramuz' bewährt. Hier, wo die Aufgabe gewiß besonders schwer und groß war, hat er sich selber übertroffen. Er hat die Einfühlung in die Feierlichkeit, er hat die Einfühlung in die Herbe der Gegenständlichkeit, er gibt dazu der deutschen Sprache, was ihr gehört. Ein zufällig herausgegriffenes Beispiel:

Une grandeur s'exprime devant moi: si seulement je pouvais l'exprimer. Aujourd'hui qu'on fait la vendange et tout le mont bouge de gens occupés à cueillir, à entasser, et à fouler, c'est-à-dire récolter, c'est-à-dire se payer de leur travail et de leurs peines, c'est-à-dire se résumer dans le vin qui les contient, contient leur vie, et eux, et le meilleur de leurs actions, en même temps qu'il contient le soleil et le sol d'où il est sorti,— s'il y avait pourtant un autre vin, né aussi de ce pays, né d'un homme de ce pays, et qui le contiendrait et contiendrait le pays.»

Wie ist das trächtig von Gehalt, und wie behutsam zugleich und fest formt sich dem Dichter das Wort. Wie unübertrefflich aber in Einfühlung und sprachlichem Vermögen weiß der Uebersetzer die deutsche Sprache auf diese Tonart zu stimmen:

Größe offenbart sich vor mir: vermöchte doch auch ich diese Größe zu offenbaren. Heute, da man die Weinlese macht und der ganze Berg von Leuten wimmelt, die pflücken, aufstapeln, keltern, will sagen: ernten, will sagen: sich bezahlt machen für alle Mühe und Arbeit, will sagen: sich vollenden im Weine, der sie enthält, der ihr Leben enthält, und sie selbst, und das Beste ihres Tuns, zugleich, da er die Sonne enthält, und die Erde, aus der er gekommen ist — gäbe es doch einen anderen Wein, auch er geboren aus diesem Land, entstammend einem Mann dieses Landes, und der ihn enthielte und der enthielte das Land.»

So will Ramuz zu zeigen versuchen «eine Natur, eine Art des Seins, eine Art des Sprechens, eine Art des Bauens, eine Art der Haltung, eine Art des Ganges» — das Land und seine Lebensform von der Einsamkeit des Rhonegletschers bis zu den belebten Hängen des Léman, und so folgt ihm Werner Johannes Guggenheim, in deutscher Sprache münzend, was Ramuz in französischer geprägt hat. Und unausweichlich überkommt uns vor diesen Blättern — tragen sie die Zeichen des einen oder des andern Idioms — die Sehnsucht, uns in seligen Wandertagen wieder dort zu ergehen, in den Ländern der Rhone, ihren Erdgeruch zu atmen, ihren Wein zu kosten, ihren Menschen nahe zu sein und den Blick in die Landschaft schweifen zu lassen, die Rilke rühmt: «Hänge, gestreift von den Reihen des Weins und später reichlich gekräuselt von seinem Laub, Obstbäume, jeder mit seinem zärtlichen Schatten, und (richtig, ach so richtig!) einzelne erwachsene Pappeln hingestellt, Rufzeichen des Raumes, die sagen: Hier!» ***Bf.***

Pinsel-Zeichnung von Eugen Früh aus «Gesang von den Ländern der Rhone» von C. F. Ramuz, erschienen im Morgarten-Verlag A. G., Zürich.

Ziehung 8. Mai

Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Lose Fr. 50.—, mit einem sicheren Treffer und 10 weiteren Gewinnchancen, erhältlich bei allen mit dem Roten Kleeblatt-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und Banken, sowie im Offiz. Lotteriebüro, Nüschelerstraße 45, Zürich, Telephon 37670. **Losbestellungen** (Losbetrag zuzüglich 40 Rp. Porto und 30 Rp. für die Ziehungsliste) **auf Postcheckkonto VIII 27600.**

INTERKANTONALE

Landes-Lotterie

für wohltätige und gemeinnützige Zwecke, Arbeitsbeschaffung und Soldatenfürsorge

Eine überraschende Wirkung

werden Sie schon mit einer Spur Kolynos auf der trockenen Bürste erzielen, welches durch schnelle Schaumbildung den Mund mit anhaltender Frische erfüllt und zwischen die Zähne dringt. Nicht nur tötet es dort die gefährlichen, fäulniserregenden Keime, sondern es verleiht den Zähnen herrlichen Glanz, ohne sie anzugreifen.

Doetsch, Grether & Cie A.G., Basel

KOLYNOS
die sparsame
ZAHNPASTA

W. KOCH

ZÜRICH – BAHNHOFSTR. 11

BLEIBOGIN

zahlende Hand

VON MAX PULVER

Wir sind in einem Kaffeehaus. — «Fräulein, zahlen!» Eine Hand öffnet die Geldbörse. Finger wühlen darin, picken endlich oder rasch die kleinen Münzen heraus und legen sie auf den Tisch. — Ihnen ist die eigentümliche Art aufgefallen, wie jene Hand dort, mit den breiten, spachtelförmigen, an den Gelenken knotigen Fingern — das Geld herauswühlte oder herausschaufelte. Sie stutzen. Sie sehen, wie zögernd sich die Finger von den Geldstücken lösen. Ein wenig auch zuckt die Hand wieder zurück. Dann schiebt sie den kleinen Haufen herausgeklaubter Münzen fast unmutig hin. Sollte man diesem schwarzen Tuchärmel, sollte man dieser weißen Manschette mit den goldenen Manschettenknöpfen — dieses zögernde Bedauern zutrauen? Bezahlt er wirklich so unlustig, so ungern seine Zeche? Vom Trinkgeld hat er einen Fünfer gar wieder zurückgenommen, er hat einen Zehner gegen einen Fünfer ausgewechselt. Und jetzt liegt die Hand wieder auf dem Tischtuch, etwas gewölbt, die Fingerspitzen leicht nach innen.

Behalten möchte er, nicht herausgeben, und noch viel weniger geben. Und doch blitzt ihm eine goldene Armbanduhr am Handgelenk. Aber der Ausdruck seiner Finger ist stumpf, sie gleichen Maulwürfen; etwas borkige Haut ist zu beiden Seiten der Nägel stehengeblieben. Diese Hand ist wie ein Grabscheit — aber wie ein lebendiges — erfüllt von dem Drang zu wühlen und heraufzuraffen. Lebensangst, Geiz, Fürsichbehalten und — habenwollen, die Blindheit des Egoismus ist in dieser Angst und die Unvornehmheit dessen, der an seinen Gewinn denkt, weil er den Verlust fürchtet. Ein Lebenslauf hat sich in seiner einen Gebärde aufgerissen: Zu-etwas-kommen-wollen, behalten-wollen, ja, der tierische Trieb und Drang zu speichern, zu hamstern, sich zu sichern, sich zu retten. — Auch seine Nägel sind gleichsam blind, sie glänzen zwar bei der guten Selbstversorgung ihres Besitzers, aber sie glänzen stumpf, sie sind gemästet, sie strahlen nur ihre eigene Sattheit aus, sie haben keine verbindende Strahlung, die sich mitteilt und die sich austeilt. Sie strotzen ihre Selbstsättigung in die Welt hinaus, aber sie sind blind. Es sind die Nägel eines armen Mannes, der nur Geld hat. Noch ganz im Banne des Gesehenen, beginnen Sie weiter um sich zu schauen. So ängstlich also ist dieser selbstsichere Mann mit dem schönen schwarzen Tuchärmel. So stur ist sein Leben verlaufen, so sehr ist ihm die Abhängigkeit vom Geld Schicksal. Wo lebt er selbst, wenn in diesem Kleinsten schon — seine Angst vor möglichem Verlust so groß ist? So weiß er nicht, daß Leben mit dem Opfer erst beginnt, daß die Welt des Opfers auch die Welt der Liebe ist, und daß wir nur in der Liebe wirklich leben — aufleben. Er weiß nicht, daß sein Selbsterhaltungsdrang, sein Selbsterhaltungstrieb und -impuls ihn beraubt, daß er das Opfer dieses Triebes ist, weil er selbst zum Opfer nicht den Mut oder selbstverständlicherweise — die Liebe findet. Daß nur der Tod am Ende dieses Ablebens, dieses abhängigen Lebens, dieses Gelebtwerdens stehen kann, der Verlust, das Nichts . . .

Dieser Mann ging mir nicht aus dem Sinn. Ich habe mich über ihn erkundigt und erfuhr, daß er Mathematiklehrer war, daß er mit Häusern spekulierte, daß er Kirchenrat war. Daß vor jeder Mathematikstunde am morgendlichen Beginn des Unterrichts bei ihm ein Kirchenlied gesungen wurde. Dieser Mann hatte einen Sohn, einen sehr sensiblen und gewissensempfindlichen jungen Menschen. Dieser beging mit einundzwanzig Jahren Selbstmord. Der Vater schacherte weiter. Für wen? Für sich, für seine alten Tage und vor allem für die Familie, wie er selber zu sagen pflegte. Dieser Mann und sein Sohn sind auch von Albert Steffen in seinem Jugendwerke: Ott, Alois und Werelsche beschrieben worden. Dieses Erlebnis mit der zahlenden Hand hat mich aufmerken lassen. Man sagt, daß alte Kellner gute Menschenkenner sind. Das ist leicht zu glauben, denn stündlich sehen sie die zahlenden Hände — und eine solche Hand — auch wenn sie nur zahlt, erzählt unwillkürlich die Geschichte ihres Lebens — oder, was in der Tiefe dasselbe ist, die Geschichte ihres Wesens. Denn der Mensch gedeiht oder mißrät nach dem Gesetz, nach dem er angetreten, und das sein eigenes Wesensgesetz ist. Wie Goethe sagt:

«Denn keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.»

Sind in dieser alltäglichen Handlung — einer Hand — nicht die Gesinnung, das Lieben und das Hassen, das Vorziehen und das Nachsetzen, das Streben und das Wollen — und das Widerstreben und alle anderen seelischen persönlichen Regungen miteingeschlossen?

Ich hatte zu sagen vergessen, daß die Hand in ihrer tatzenhaften Blindheit auch einen grausamen Eindruck gemacht hat. Meine Erkundigungen fanden auch diesen Zug bestätigt. Dieser Lehrer warf seinen Schlüsselbund nach den Schülern, wenn er sie für unachtsam hielt, auch bearbeitete er die Schläfen der Begriffsstutzigen mit zwei Kreidestücken. Aber genug von diesem Blinden. Wir können uns ja doch oft genug an reizenden Händen erfreuen, die wie Vögelchen unbeschwert ihre Geldstücke aus der Tiefe der Geldbörse heraufpicken, die unbekümmert oder anmutig, ja liebenswürdig und gebefreudig auf den Tisch niedergleiten. Dort liegen sie dann flach auf, die Fingerspitzen unbekümmert nach außen oder nach oben gewendet. Wir sehen Hände mit sich verjüngenden Fingern, die etwas Feines und Verstehendes auszustrahlen scheinen, und wiederum feste, gedrungene — von denen Beruhigung und stetes Vertrauen ausgeht.

Und diese Welt von Händen — mit ihren persönlichen Welten und Schicksalen — liegt ausgebreitet vor uns und lädt uns zur Menschenkunde ein. Manch einer versteckt ja auch seine Hände aus Scham, weil sie ihn für sein empfindliches Gewissen allzu sehr verraten, weil sie allzusehr seine Zerrissenheit zeigen, seine Ohnmacht oder beschämende Abhängigkeiten. Weil er um seine Gespaltenheit weiß, um sein ohnmächtiges Bemühen weiß, womit er gegen seine Schwächen angeht. Die andern brauchen es nicht zu sehn — wie sehr er Mensch ist, das heißt eben ohnmächtig, getrieben, abgängig, gehetzt und beherrscht von etwas in sich, das er innerlich nicht anerkennen kann. Lieber sollen sie der korrekten Faltung seiner Gesichtszüge glauben, seinem gemessenen Gehaben, er will sich nicht ausliefern. In jedem Akte sind eben alle Akte, in jeder Seelenregung sind alle individuellen Seelenregungen mitenthalten, in jeder Gebärde, ob er nun Geld zählt oder schreibt, steckt der ganze Mensch. Sein eigener seelischer Raum, seine eigene innere Mannigfaltigkeit, seine eigentümliche Intensität, sein Gemüt, wie es die ältere Sprache schön und richtig nennt. Nicht Handlesen — sondern den Menschen lesen — auch aus seiner Hand und ihren Bewegungen, aber nicht nur aus der Hand, sondern aus jeder Regung und Bewegung — und sei es auch bloß die des Geldzählens.

DR. JOHANN KONRAD AMMANN

Fortsetzung und Schluß von Seite 48

an Helmonts «Natürliches Hebräisches ABC» seine eigene Methode auseinander: er wollte die Taubstummen das Sprechen lehren, indem er sie daran gewöhnte, auf den bei jedem Klang veränderten Stand des Mundes zu achten, diesen mit den Augen aufzunehmen und vor einem Spiegel nachzuahmen. Wenn der Lehrer spricht, muß der Schüler außerdem die Hand an dessen Kehle halten, um die zitternde Bewegung zu fühlen, die entsteht, wenn man spricht. Bei dem Nachahmen des Klanges muß dann die Hand an die eigene Kehle gelegt werden, da das alleinige Nachahmen des Mundstandes nicht genügt.

Es glückte Ammann, nicht allein Hester Koolhaart das Sprechen zu lehren, er wurde auch mit einem Schlage in ganz Holland und weit darüber hinaus ein bekannter und berühmter Mann. Die Zeitungen waren voll von seinen Erfolgen, und selbst der Prinz von Oranien, der von diesen merkwürdigen Dingen gehört hatte, empfing ihn und zeichnete ihn aus.

Trotz dieses Ruhmes, der sich so unerwartet um den jungen Doktor verbreitete, arbeitete dieser ruhig und zäh an seiner Aufgabe weiter; er gab ein zweites Werk über seine Methode des Taubstummenunterrichtes heraus: «Dissertatio de loquela» genannt. — «Wenn der Schüler das Sprechen lernen soll», schrieb er darin, «muß man ihn wie ein gerade geborenes Kind betrachten, unendliche Geduld und Menschenliebe ist notwendig!» — Trotz seiner Hartnäckigkeit glückte aber Ammann ein Ding nicht, etwas, das sein feurigster Wunsch war: ein Institut zu errichten, wo man sich nicht auf einige wenige Fälle zu beschränken brauchte, wie man bislang getan hatte. Doch er bekam die hierfür notwendigen Gelder nicht zusammen, und so mußte er, der so viel von der Praxis hielt, sich mit der reinen Theorie begnügen. — Zurückgezogen in Warmond, einem kleinen Ort in Nordholland, arbeitete er an seinen theoretischen Werken, die alle der Hilfe für taubstumme Kinder gewidmet waren.

Bereits im Alter von fünfundfünfzig Jahren starb er. Seine Hinterlassenschaft war nicht groß . . . und doch — unermeßlich groß! — Die Saat war ausgestreut. Ueber dem Eingang zum Amsterdamschen Taubstummeninstitut steht noch heute der Titel des Ammannschen Buches als Inschrift:

«Surdus loquens» — Der sprechende Taube.

PARFUM

CUIR DE RUSSIE

ein Geschenk, das sehr gefällt

L.T. PIVER

PARIS

ALLEINVERTRETER: ROSALBA S. A., 3, RUE BEAU-SITE, GENÈVE

Kühl halten
sparsam haushalten!

Viele Lebensmittel müssen heute sparsam verbraucht und tagelang frisch gehalten werden. Also ein Kühlschrank her. Er muß aber mit den modernsten Neuerungen versehen, vollautomatisch, regulierbar, billig in Anschaffung und Betrieb sein, kurz ein

Therma-Kühlschrank
zuverlässig
leistungsfähig

Prospekte und unverbindliche Beratung durch Elektrizitäts-Werke und Elektro-installationsfirmen, oder durch die

THERMA A.-G.
Kältebüro Zürich
Hofwiesenstr. 141 Telephon 64449

NEUER GEIST IM DRAMA

VON BERNHARD DIEBOLD

Manch einer, der sich Cäsar von Arx' neueste Uraufführung «Romanze in Plüsch» mitangesehen hat, verließ das Zürcher Schauspielhaus mit dem kopfschüttelnden Gedanken, daß hier die «Lebenswahrheit» viel zu kurz gekommen sei, und zwar zugunsten einer recht «verstiegenen» Gedankenspielerei — die außerdem gar nicht «gut schweizerisch» anmute. Und wahrlich hat der Schüttler seines Kopfes recht. In unserer üblichen Historien-Dramatik des neunzehnten Jahrhunderts und weit darüber hinaus dichtete man seine Zwinglis, Waldmänner oder Jenatschen so wohlkostümiert und wohlfrisiert wie direkt vom Denkmal herunter — und ließ sie unter Vermeidung jeder übermäßig gedanklichen Anstrengung eben ihre «Geschichte» machen, die man als ein einst wirklich «Geschehenes» wohl indirekt als «wahr» bewerten wollte. Und anderseits leistete das Dialektlustspiel einen bescheidenen Naturalismus — auf den zwar nur der Tonfall, nicht aber die psychologische Innengestaltung des Personals Anspruch machen durfte, obschon man sie in den Romanen Gotthelfs sehr wohl in besten Mustern hätte finden können. Mit der «Lebenswahrheit» war es also ebensowenig weit her wie mit der geistigen Vertiefung. Der Dichter spielte mit seinen Figuren ein Zusammensetz-Spiel. Er selber wurde nicht gespürt — weder als Geist noch als Bekenner dieses Geistes. In den großen Dramen der Weltliteratur spielt aber über dem Konflikt der Typen eine «Geisterschlacht» ihrer Ideen. Man streitet nicht allein um ein konkretes Gut, sondern um den Vorrang der Pflicht vor der persönlichen Neigung, oder um das Recht der Persönlichkeit gegen die träge Masse, oder um den Sieg der idealen Wahrheit gegenüber der Alltagswirklichkeit.

Solche tiefere Problemstellung hatte die schweizerische Dramatik (mit wenigen Ausnahmen) allzulange vermieden. Sie ließ sich von der klassischen Geistigkeit der Goethe, Schiller und Kleist so wenig befruchten wie von der Psychologie Hebbels, vom Symbolismus Ibsens oder vom Naturalismus Hauptmanns. Und die großartige Nachholung der versäumten «Richtungen» in Carl Spittelers epischer Dichtung fand nicht einmal im weiteren Kreise der Gebildeten einen würdigen Widerhall. «Imago» — ein Meisterwerk ironischer Selbstbespiegelung des Dichter-Ichs — blieb ohne Nachfolge bis zu Arnold Küblers längst nicht genug gewürdigtem Roman vom «Verhinderten Schauspieler». Zumal in unserem Drama fand die überlegene Komik des europäischen Geistes — von Shaw und Wedekind bis Pirandello, Giraudoux und Georg Kaiser — keine Stätte zur Kritik an allen möglichen Problemen unseres Gesellschaftslebens und Seelendaseins. War die Musik eines Honegger und Schoeck, die Malerei und Plastik der Hodler und Haller europagültig geworden, weil diese weltweiten Künstler nicht nur die Kunstansprüche ihres Kantons schlechthin «gut schweizerisch» befriedigen wollten, so blieb das Drama in einer hemdärmlig biederen Tradition stecken, die die «Lebenswahrheit» von anno Sempach oder Seldwyla auch für den Sittenstand einer modernen schweizerischen Großstadt vortäuschte, um mit dem gegenüber Farben und Noten allzu deutlichen Wort die Geister ja nicht durch neuen Geist in Aufregung zu bringen.

*

In neueren Jahren wurde es ein wenig anders. Man dürstete nach Geist und Seele im Theater — und sei's auf Kosten der altgewohnten «Lebenswahrheit», die ja längst nicht mehr wahr war. Allein in dieser Spielzeit wurden mehrere Durchbrüche in Neuland aufgezeigt. Wir sahen Hans Reinharts Monodrama vom «Schatten» — eine unwirklich scheinende Zwiesprache zwischen dem Leib, der seine Seele haßt — und der Seele, die sich aus Geisteshochmut «entleibte». Die Theosophen von Dornach spielten Albert Steffens «Pestalozzi», der die entscheidenden Krisen dieses großen Lebens von nur im Geiste wirklichen Genien kommentieren ließ. Oscar Eberle übersetzte mit einigen Freiheiten das allegorische Spiel vom «Jedermann» (nach Hoffmannsthal) mit großer Einfühlung ins Schweizerdeutsche und machte damit ein altes Denkspiel über das Sterben des reichen Mannes für unser Volk trotz seiner Geistigkeit zum sprachlich «lebenswirklichen» Schauspiel. Und Gonzague de Reynolds (namentlich ob ihrer allzu offiziellen «Aufmachung») viel bekrittelte «Cité de la Montagne» stellt viel weniger historische oder gar politische Tableaux auf die Bühne, als daß er eine «Geisterschlacht» über den Häuptern der Einzelfiguren — ob sie Merkur und

Loke oder Heiliger Gotthard oder nur «der Landammann» heißen durchkämpfen läßt. Hier disputieren die Ideen des ethischen Verhaltens gegen die Mächte des bloßen Geschäfts und der Prosperity. Und die Figuren dieses Spiels dienen der Denkaufgabe ihres Dichters. Die «Lebenswahrheit» eines Films weicht hier der «Geisteswahrheit» eines denkenden Dichters.

So ist es auch in von Arx' neuestem Schauspiel «Romanze in Plüsch». Der Dichter nimmt sich ein Thema vor und beleuchtet es seelisch von drei Seiten. Unversehens werden die drei Ansichts-Fassaden in der Abfolge der Akte zu nicht weniger als drei Stücken. Ja, im letzten Akt spielen sie gleichzeitig durcheinander — als hätte man drei photographische Aufnahmen übereinander belichtet. Der Sinn dieses Verfahrens beruht auf der Erfahrung: daß jedes Ding zwei Seiten hat. In diesem Falle sogar drei. Vor lauter «Möglichkeiten» wird die Wahrheit fraglich. Ja, was ist Wahrheit?

Das Thema ist folgendes: Vor der Büste des kürzlich verstorbenen großen Schauspielers Arnoldi erschießt sich Beate Rehwald, Gattin eines Rechtsanwalts. Offenbar suchte ihre romantische Seele den Liebestod Isoldes zur ewigen Vereinigung mit dem Geliebten. Dieses tragische Ende im ersten Akt wäre eigentlich ein Schlußakt ohne Vorgeschichte. Letztere wird also in den beiden Folgeakten nachgeholt und zwar in der Form eines zweiten Dramas, das vom Theaterdirektor auf Grund des dem Skandal entsprungenen Stadtklatsches gedichtet wird:

War es Beates höchster Stolz, Arnoldis letzte Geliebte gewesen zu sein, so meldet nunmehr eine zweite Dame das gleiche Recht an. Nur meint sie nicht das Ideal, sondern das Leben. Es ist die überbeleumdete Madame Dumonde, die den dokumentarischen Beweis zu liefern vermag, daß sie nicht wie Beate sich nur mit einem keuschen Stirnkuß und einem sentimentalen Briefwechsel begnügte, sondern des Künstlers leibliche Materie uneingeschränkt zum letzten Male besaß.

Wer hat nun das bessere Recht für sich — die Welt oder die Idee? Eros oder Sexus? Die Frage nach der Zweiheit von Leib und Seele wird hier zum sichtbaren Problem. Hatte sich Beate in ihrem Idol getäuscht? Hatte sie irrtümlich einen Casanova für einen Tristan gehalten? Oder litt der große Darsteller des Romeo zugleich an der Zweiseelenspaltung des Doktor Faust, der bekanntlich bald des Teufels und bald des Himmels war? Sind diese idealen Liebesbriefe Arnoldis an Beate so echt wie jenes handgreifliche Billet doux an seine «süße Hexe» Madame Dumonde? Ging Beate aus enttäuschtem Stolz, aus Angst vor der Blamage oder wirklich aus reinster Liebessehnsucht in den ewigen Tod? . . . Mit solchen erregenden Fragezeichen umkreist der Dichter wie ein Adler die ungelösten und zur Klärung drängenden Komplexe. Was ist Wahrheit und was ist Lüge? Was ist Einbildung oder Wunschtraum — was ist hier Wirklichkeit und «Lebenswahrheit»?

Die Lösung bringt der Dichter im letzten Akt. Beates trockener Gatte, der Rechtsanwalt, vertritt hier die These der Lebenswirklichkeit. Niemals, behauptet er, erschießt sich eine Frau aus solchen Gründen. Solche Verstiegenheit wäre allenfalls noch denkbar in jener Epoche, in der unsere Urgroßeltern ihre Salons mit roten Plüschfauteuils romantisierten. Plüsch ist die Dekoration des romantischen Schwindels. Was, Liebestod? — ein Gipfel der Verlogenheit . . . Aber gegen solche Banalisierung läßt der innerlichst empörte Autor ein drittes Stück des gleichen Themas schreiben — und zwar durch seinen poetischen Vertreter I. C. H. — welche Chiffre nichts anderes als Cäsar von Arxens Ich bedeutet. Vor diesem Drama sitzt nun Herr Dr. Rehwald mit seiner im ersten Akte doch offenbar nicht ganz zu Tode getroffenen Beate — wie eben das Leben der Romantik seinen Streich zu spielen pflegt! — und wartet fröhlich auf ein sicheres Happyend. Aber seine Prosa muß sich durch Poesie enttäuschen lassen. Auch die wirkliche Beate erschießt sich — nicht nur im Stück der Romantik aus Plüsch. Aus innerer Notwendigkeit muß sie ihre ideale Tragödie erleben — respektive «ersterben». Die Seele will's. Das Leben kann bisweilen idealer sein als die Wahrscheinlichkeitsrechnung des Alltags. Auch heute ist die erhabene Möglichkeit der «Antigone» oder des «Don Carlos» möglich. Der einzelne Mensch schafft sich ein Schicksal nach dem Maßstab seiner eigenen Größe. Mit solcher Ahnung erfüllt, entläßt uns der Dichter der drei Stücke, die das gleiche Thema als Poesie, als Kolportage und als Wirklichkeit variierten.

Was im äußeren Anschein nur ein kitzelndes Intrigenstück zu sein scheint, ist eine tiefgründige Diskussion über Schein und Sein unseres Lebens — eine Fragestellung nach den «Möglichkeiten» des Menschen bei der Wahl zwischen dem Erhabenen und dem Gewöhnlichen. Und damit ist von Arx' auch technisch bewundernswerte Tragikomödie ein Durchbruch aus der «Lebenswahrheit» in die Geistigkeit.

In der ganzen Schweiz

ist die Qualität der Winckler-Bauten bekannt. Teilen Sie bitte Ihre Wünsche mit; wir werden Sie gewissenhaft beraten über den Bau eines Qualitätshauses.

Verlangen Sie unsere reich illustrierte Gratis-Broschüre

WINCKLER & CIE. A.-G., FREIBURG
CHALETS VILLEN BUNGALOWS

OPAL des Rauchers Ideal

Auch in runder Form mit feinstem Sumatra- oder Brasil-Deckblatt im Verkauf

Von bekannter und unbekannter Seite erreichen uns Urteile über unser erstes «Du»-Heft: Kritik und Anerkennung, Lob und Tadel, Ratschläge, die uns wohl tun, und Schläge, die uns schmerzen sollen, Zuspruch und Widerspruch, gerade so, wie es sein soll. Ist es nicht eine Freude, daß es im ganzen Lande herum noch Menschen gibt, die sich durch eine Zeitschriftengeburt angeregt fühlen, an den Schreibtisch oder vor die Schreibmaschine zu sitzen, um ihrem Ja oder Nein Ausdruck zu geben? Wir jedenfalls freuen uns darob, gleichgültig, ob wir dabei die Geladelten oder die Gelobten sind. Die vielen Urteile sind zwar nicht harmonisch aufeinander abgestimmt, sie widersprechen sich, sie durchkreuzen und überschneiden sich, und es gibt Dissonanzen. Ob unser Musikgehör ausreicht, die Leitmotive aus dem etwas wirbligen Chor herauszuhören? Wichtig ist schließlich vor allem, daß die kritische Musik unsere Selbstkritik wach hält. Aus der Fülle eingegangener Schreiben greifen wir hier einige heraus.

Liebe «Du»! Zuerst möchte ich Dir danken, daß Du den Mut hast, in dieser schweren Zeit eine neue Zeitschrift herauszugeben. Ich habe mit Freude diese erste Nummer durchlesen, und nun möchte ich auch Deiner Aufforderung, Dir zu schreiben, nachkommen. Tadeln möchte ich gewiß nicht, im Gegenteil; denn «Du» scheint mir wirklich das zu versprechen, was man von einer neuen Zeitschrift sich wünschen kann und darf: «Du» ist durch und durch schweizerisch, «Du» bringt etwas Neues, Frisches und will uns verhelfen, alte, schlechte Gewohnheiten abzulegen und alte, schöne Gewohnheiten wieder zu beleben. «Dankend erhalten» hat mich auch sehr amüsiert, aber ich möchte beinahe wütend protestieren gegen die letzte Schreiberin. Man kann nun wirklich sehr gut einen großen Haushalt mit vielen Gästen und ziemlich großen Garten (wo man sich natürlich jetzt eifrig mit der Anbauschlacht beschäftigt) haben und trotzdem seinen künstlerischen Beruf ausüben, ohne daß das eine oder das andere darunter leidet. Deine Schreiberin soll mich nur besuchen, wenn sie es nicht glaubt! Alles Gute für Deine Zukunft wünscht Dir herzlichst

Anita, Orselina

•

Weil ich ideell daran so interessiert bin und weil mir eine oder jede neue Illustration so sehr am Herzen liegt, so will und muß ich Ihnen sozusagen unter vier Augen meine absolute Enttäuschung mitteilen «... so abgestanden, nichts Neues, nichts Mutiges ...» — wenn ich Sie nicht kennen würde und nicht wissen würde, wer Sie sind, und was Sie können. Aber es ist nicht möglich, daß das von den Leuten von Conzett ist! Der allgemeine Eindruck ist derart hilflos und außer den Reklamen, die das Beste darin sind, nicht eine Seite, die gut aufgezogen wäre im Bild. Der Eindruck ist verzwickt und unharmonisch und wirklich unästhetisch im letzten Sinn, er hinterläßt keinen Eindruck, weder aufmachungsgemäß äußerlich, noch geistig. Ich weiß, Sie sind bestimmt nicht schuld daran. Ich denke, auch dieses Heft muß ein Geschäft sein. Aber vor einem geistigen Forum können Sie nicht bestehen. *J. T., Zürich*

•

Das große Format ermöglicht die Darbietung stattlicher seitengroßer Bilder. Von dieser Möglichkeit hat die Reklame besseren Gebrauch gemacht als der Textteil. Das schönste Bild ist die Reklame für den Appenzeller Magenbitter, wenn man nämlich die Flasche wegretuschieren könnte. Aber ich höre schon den Einwand, daß das zu teuer wäre. Selbst wenn man dafür andere Bilder fallen ließe. Aber wenn Sie mich schon fragen, glaube ich sagen zu können, daß auch andere Leute es schätzen würden, wenn statt dem Krimskrams der kleinen Bilder mehr seitengroße eindrucksvolle Darstellungen gebracht werden könnten. Sonst lohnt ja das unhandliche Format nicht.

Prof. Dr. R. B., Zürich

•

Sehr verehrter Herr Kübler, als ich vom unglücklichen Sterben der Zürcher Illustrierten hörte, dachte ich: tant pis pour la Suisse, und ich kondolierte Ihnen ganz still, ungeschrieben, um Sie nicht noch trauriger zu machen. Als ich aber bald darauf hörte, sah, wahrnahm, daß Sie nun, lieber Herr Kübler, jeden Schweizer ganz persönlich mit «Du» anreden, anrufen wollen und werden, jubelte ich: tant mieux pour vous et pour la Suisse. Und abends, mit dem gelungenen Heft in der Hand, kann man nicht anders als Ihnen, nun auch laut, zu dem schönen Unternehmen allen Erfolg zu wünschen. Ich tue es von ganzem Herzen.

Dr. W. U., Basel

•

Das nenne ich Mut, eine so schöne, gediegene Zeitschrift wie «Du» zu gründen. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig und wünsche Ihnen jeglichen geistigen und wirtschaftlichen Erfolg.

P. H., Lausanne

•

Also gleich das Titelbild gefiel mir ausgezeichnet, denn solche Gestalten hängen bei mir in der Qualität von Vorfahren auch herum, und es «heimelte» mich darum an. Eigentlich fuhr ich nur so leicht durch das Heft, wie etwa ein Pianist ein neues Klavier spielend überfährt. Was die graphische Ausstattung anbelangt, finde ich sie

wirklich schön und von gutem Geschmack. Ausgenommen die paar Modefratzen, die die Seele eines galvanisierten Froschschenkels atmen. Dafür ist prachtvoll die Aufnahme der Tänzerin, und sehr sympathisch wirken die zwei natürlichen Mädchengesichter (Schweizer Film). Klassisch die Sizilienbilder usw. Ich könnte Ihnen auch eine schöne Auswahl von Gemälden zeigen, habe ca. 50 hier zu Hause. Falls Sie sich dafür interessieren, sind Sie freundlich eingeladen, sie sich einmal anzusehen, wenn Sie der Zufall nach Luzern führt.

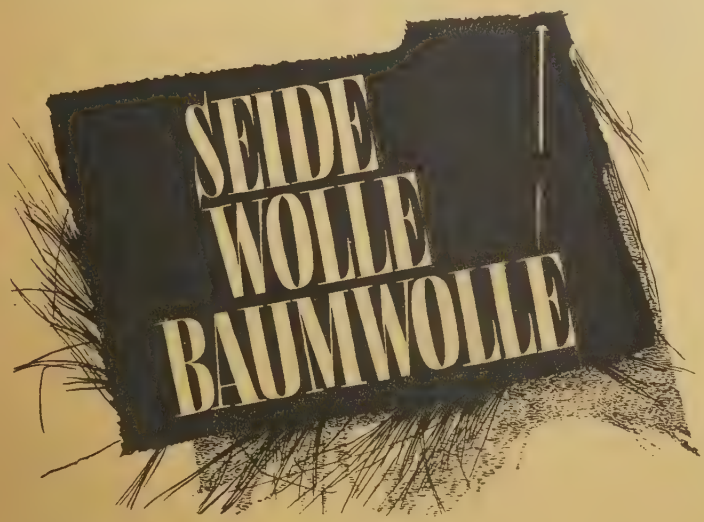
E. Z., Luzern

Die Zeitschrift ist wahrscheinlich, vom rein geschäftlichen Standpunkt, wundervoll aufgezogen; es dürfte heute eine der schmucksten (und reichhaltigsten) Zeitschriften von ganz Europa sein. Sie kann sich vielleicht in mancher Hinsicht würdig neben die «Illustration», den «Spectator» und die «London News» stellen. Vor allem ist die Ausstattung ganz wundervoll, das gute Papier, die schönen Farbdrucke usw. Aber: ich beurteile das neue Blatt als geistiger Mensch, und als solcher erkläre ich: sie macht dem Zeitgeschmack viel zu viel Zugeständnisse. Ich habe ungezählt viele Einwände gegen diese erste Nummer. Ich kann nur einige nennen. Am allermeisten stören und beleidigen mich die grell-kitschigen Modereklameseiten mitten im Text. Die wirken wie eine Faust aufs Auge. Man sieht ja zunächst nur die rotgeschminkten Lippen dieser blöden Modepuppen. Und dabei machen Sie zwei Seiten zuvor einen langen Schmus über den echt «schweizerischen Stil», der vor allem natürlich, ungeschminkt (!), bieder, treuherzig sein soll, und Sie bringen große Bilder von zwei einfältig lächelnden Landsmänninnen, wovon die eine ein ausgesprochener Bauerntotsch ist!

H. H., Montagnola

Die einzige Klippe, die «Du [illegible] ist die Gefahr der zu vielen Zugeständnisse ans Scheinpopuläre, unter uns gesagt: an den «Sie-und-Er»-Ton. Ich glaube, man sollte ruhig den Mut haben, vornehm zu sein. Ich meine damit nicht snobbistisch, ultraviolett, highbrowish, aber einfach von der Voraussetzung ausgehend, daß die Leute etwas Rechtes wollen und es sich lohnt, ihnen etwas Rechtes zu bringen. Wunderschön sind die Reproduktionen nach den Birmannschen Landschaften, ich habe eben des alten Seume Spaziergang nach Syracus gelesen, in welchem die dargestellten Orte beschrieben sind. Auch an der kurzen Geschichte von Traugott Vogel habe ich Freude gehabt. Für einen Redaktor muß es ja eine lustvolle Qual sein, unter dem vielen Schönen zu wählen, das links und rechts am Wege liegt, ich beneide Sie ein wenig und bin doch froh, daß ich nicht an Ihrem Platz bin.

A. J. W., Genf



Die Mode geht weiter — trotz allem. Aus den tonangebenden Modezentren sind die wunderschönsten Neuheiten für Frühjahr und Sommer eingetroffen. Alles Stoffe in den bewährten Qualitäten. Die Auswahl ist reichhaltig und interessant wie immer.

Bitte überzeugen Sie sich selbst durch einen Besuch in unseren Magazinen. Wir zeigen Ihnen gerne auch die neuesten Linda-Schnitte.

SEIDEN-GRIEDER

Paradeplatz / **Zürich** / Telefon 32750

Im Kontor der Handelsschule Juventus

Die Schule
der erfolgreichen Jugend
für Maturität, Berufswahl,
Handel und Technik

Institut Juventus Zürich

Uraniastraße 31—33

Ueber 50 Fachlehrer

Neu:
Schule für Arztgehilfinnen
und Laborantinnen

Les Parfums Astrales correspondant au Zodiaque

Agent général pour la Suisse
R. BALDIN
Rue de Bourg 6, Lausanne

se trouvent:

Zurich	Parfumerie Schindler, Bahnhofstr. 90
Davos	Parfumerie Wäsch, Davos-Platz
Locarno	Angeli-Bussi, A la belle Venice
Lugano	Parfumerie Venturi, Via Nassa
Bellinzona	Parfumerie C. Oberacker
Berne	Parfumerie Schœnauer, Marktgasse 55
St-Gall	Parfumerie Kinkelin, Neugasse 48
Baden	Parfumerie Besançon, Badegasse
Thoune	Parfumerie Duchilio, Bahnhofstrasse
Bienne	Parfumerie F. Tièche, Bahnhofstrasse
La Chaux-de-Fonds	Parfumerie Dumont Av. Léopold Robert
Delémont	Parfumerie Eckert, Rue du Mont
Yverdon	Pharmacie Perret, Rue du Lac 42
Montreux	Parfumerie Dischler, Palace
Vevey	Parfumerie Burkart & Cie, Rue du Lac

HALLO, HIER SPRICHT *Regula*

In der Kürze liegt bekanntlich die Würze. — Da die Zeit ganz von selber unsern Speisezettel kürzen wird, drehen wir die Sache um und — würzen! Salz, Pfeffer, Senf, Zwiebel, Peterli und Schnittlauch . . . Ja, und dann? — Eine ganze Unzahl Kräutlein warten noch auf ihre tagtägliche Verwendung. Uralt ist die Kenntnis ihrer Kräfte und ihre Anwendung für Heilzwecke, als Salben und Gewürze bei allen Völkern. Wir wissen vom fatalen Liebestrank, dem «vin herbé», mit dem Tristan und Iseut ihr Schicksal tranken.

Die schon bei Plinius erwähnten Gewürzkräuter Majoran, Thymian, Fenchel, Rosmarin, Salbei, Pfefferminze, Melisse, Berberitze und andere mehr wurden von den Benediktinern über die Alpen nordwärts gebracht. Aus wohlbehüteter Klosterstille fanden sie bald den Weg in die Bauerngärten, und das Mittelalter wußte um alle Kräutlein gut Bescheid.

Und wir . . .? — Monotonie und Geschmacklosigkeit . . . auf immer verbannen wir sie aus unsrer Küche: Wir pflanzen unsern Kräutergarten in Kisten und Töpfen oder draußen ins freie Land. (Jeder Gärtner weiß Auskunft für unsre Anbausorgen.)

Je nach ihrem Eigengeschmack verwenden wir die aromatischen Helfer und verfallen nicht in die Langeweile fixfertiger Kräutermischungen. — Frisch zu verwenden: **Peterli.** — **Kerbel:** Salat, Saucen, Pot-au-feu, Kalbskopf. — **Borretsch:** Salat, Suppen, Saucen oder als Gemüse. — **Pimpinelle:** Salat, Marinaden, scharfe Saucen. — **Fenchel:** Salat, Beizen für Fisch, Suppen. Die halbreifen Dolden zu Essiggurken und zwischen das Sauerkraut. — Frisch oder an der Luft getrocknet: **Bohnenkraut:** Bohnen, eingelegte Gurken. — **Basilikum:** Fisch, besonders hervorragend zu Milchsaucen. — **Dill:** aus Südost-Europa, an Salat, Suppen, Saucen. Zu Hammel und Fisch. Früchte zum Einlegen von Gurken und Sauerkraut. — **Estragon:** wo Essig und Zitronensaft verwendet werden. Salat, Beizen für Fleisch und Fisch, Saucen (Béarnaise). Gehackt zusammen mit Peterli und Kerbel feine Kräuterwürze. — **Liebstöckl** nie roh verwenden, da zu stark würzig. Mit Fleisch oder Bouillon mitkochen. Die fein gemahlenen Wurzeln als Bratenwürze. — **Salbei:** Beizen, Wild. Leber- und Fleisch-Spießchen, Hammel. — **Zitronenmelisse:** Beizen zu Fleisch und Fisch, Wild. Kräutersuppen, Saucen. — **Rosmarin:** Fisch, Fleisch, Wild, Geflügel. In England zum Lammfleisch. Mit Basilikum und Salbei auch zu Fisch. **Thymian:** vor allem zu Wild, Tomaten, Hammel, Wildbeizen, Pasteten, Hülsenfrüchten. — **Pfeffer-Minze:** in England zur Mint-Sauce. — Getrocknet: **Majoran:** Leberspeisen, Kalb- und Gänsefleisch, Hülsenfrüchte. — Mit dem echten oder imitierten Wildduft mischen sich: Salbei, Thymian, Wacholder, Lorbeer. — Zum Fisch passen: Basilikum, Rosmarin, Fenchel, Salbei, in den Sud ein wenig Lavendel. — Mit Rahmquark auf belegte Brötchen: Dill, Kerbel, Peterli, Schnittlauch, Estragon.

Wieviel Kräutlein — soviel Varianten!

Lammkeule auf französische Art.

Die Lammkeule wird mit Knoblauchstückchen gespickt, gesalzen, gepfeffert, gut eingefettet und im Ofen auf dem Grill gebraten. (¼ Stunde pro Pfund.) Dazu gehören unbedingt Hülsenfrüchte, weiße Bohnen oder Flageolets, die, tags zuvor in Wasser eingelegt, mit Thymian, Majoran, Peterli, Kerbel, Zwiebel, Knoblauch und Lorbeer gekocht werden. (Das Kochwasser gießt man, sobald es kocht, ab und ersetzt es durch neues kochendes Wasser. Dadurch leichtere Verdaulichkeit.)

Kräuteromelette, 4 Personen.

40 g Brot mit 1 Tasse Milch auf kleinem Feuer zu Brei verarbeiten. — 1 Handvoll Spinat, Peterli, Kerbel, einige Blätter Sauerampfer und Knoblauch waschen, mit einigen Blättchen Basilikum klein hacken, in etwas Butter 2—3 Minuten dämpfen. Dann dem Brotbrei beifügen, salzen, pfeffern. 4 Eier gut verquirlen, etwas geschmolzene Butter oder Bratenfett mitschlagen und Eier und Kräutermischung zusammen in einer feuerfesten Platte im heißen Ofen 15—20 Minuten kochen. Die Omelette muß innen weich sein. Warm mit Tomatensauce, kalt mit grüner Kräutersauce (mit Basilikum).

Mint-Sauce, in England zu Hammel- und Lammbraten.

50 g Pfefferminz- und 2—3 Salbeiblättchen fein hacken. Vermischen mit 1 Eßlöffel Staubzucker, 1½ dl Weinessig, Salz, Pfeffer, 4 Löffeln Wasser. Gut mischen. 2—3 Std. vor Gebrauch bereiten.

Salsa verde, in Italien zum Siedfleisch.

Je 50 g Spinat und Kresse, sowie zusammen 50 g Peterli, Kerbel und Estragon in siedendem Wasser aufwallen lassen, abgießen, austropfen. Durch Haarsieb oder Tuch pressen in eine Sauce aus Essig, Oel, Salz, Pfeffer, einer winzigen Prise Zucker. Gleich servieren.

Schweinsröllchen.

1 kleine Schweinslende in 4 cm breite und ca. 18 cm lange Streifen zerteilen. Salzen, mit geriebenem Ingwer würzen. Bestreichen mit Fülle aus: 4 Eßlöffeln frischen fein gehackten Kräutern (Estragon, Kerbel, Peterli, Kresse, Pimpinell, Borretsch) und 2 Eßlöffeln gehackten, gedünsteten Pilzen (Champignons, Morcheln), Salz, geriebenem Ingwer. Zu Röllchen rollen und mit einem Hölzchen feststecken. — 2 Eier, 1 Löffel Mehl, etwas Rahm (von der Milch) verquirlen, die Röllchen darin wenden, in einem Gemisch von Paniermehl und geriebenem Käse umrollen, im Fett ca. 10 Minuten backen, so daß sie in der Mitte noch rosig sind. Auf fein gehacktem, geschmortem Weißkohl anrichten.

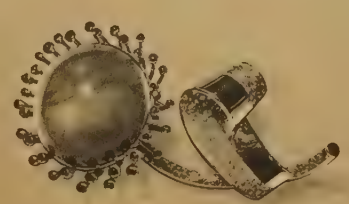
Hammelkeule mit Steinpilzen, aus Resten.

Auf 8 Tranchen Hammelfleisch: 1½ Pfund Steinpilze (300 g getrocknete) klein schneiden. — 2 Zehen Knoblauch, 1 Schalotte, je 1 Büschel Peterli und Kerbel, Dill, Estragon, Schnittlauch fein hacken, jedes für sich. Je 1 Eßlöffel Fett und Mehl mit ½ Liter Bouillon zu einer Sauce verrühren, 1 Glas guten milden Weißwein, Salz, Pfeffer, Schalotte und Peterli beifügen und zugedeckt eine kleine halbe Stunde leise kochen lassen. Auf lebhaftem Feuer die Pilze in etwas Oel ¼ Stunde dünsten, ihr Wasser abschöpfen, salzen, pfeffern. Knoblauch und Pilze der Sauce beifügen, in der man nun die Hammelstücke knapp 10 Minuten lang erwärmt, ohne sie kochen zu lassen. Zuletzt den Rest gehackter Kräuter beimengen.

MODELLE AUS DEM
SALON DE COUTURE
Modelia
ZÜRICH · BAHNHOFSTR. 92

Zur Konfirmation eine Waterman Füllfeder ist immer ein praktisches Geschenk von bleibendem Wert.

Waterman



burch-korrodi

JUWELIER SWB.

BAHNHOFSTRASSE 44

ZÜRICH

NICHT ERSCHRECKEN

Kinderleicht

Zwei Eisenbahnstationen sind 113 Kilometer voneinander entfernt.

Zwei Eisenbahnzüge verlassen zu gleicher Zeit die beiden Stationen und fahren einander entgegen. Ein Zug mit der Geschwindigkeit von 52 Kilometer in der Stunde, der andere mit einer Geschwindigkeit von 61 Kilometer in der Stunde.

Auf der vordersten Stelle der Lokomotive eines dieser Züge sitzt ein Vogel. Sobald sich der Zug in Bewegung setzt, fliegt der Vogel ab und fliegt mit einer Geschwindigkeit von 87 Kilometer in der Stunde dem andern Zug entgegen. Kaum hat er ihn erreicht, macht er kehrt und fliegt zum andern Zug zurück. Dies setzt der Vogel fort bis zu dem Moment, in dem sich die beiden Züge begegnen.

Wieviel Kilometer hat der Vogel dann durchflogen?

30 Sekunden «Kopfrechnen» sind gestattet!

■

Das «Kainszeichen» der Lüge

Die anstrengende Trainingsfahrt des Ruder-Achters ist vorüber. Die Mannschaft hat sich geduscht, abgetrocknet und ruht sich am Flußrand aus. Unbekleidet, nur in die kurze Schwimmhose gehüllt, bieten die sportgestählten Körper der jungen Athleten einen das Auge erfreuenden Anblick.

Auch der Trainer betrachtet sie mit Wohlgefallen. Noch drei Tage, dann ist der Wettkampf, den sie hoffentlich siegreich beenden werden, überstanden und er kann sein unerbittlich strenges Regime wieder auf einige Zeit stark mildern.

Er selbst ist ja sonst kein Kostverächter, hat für Schwächen volles menschliches Verständnis, aber in der Trainingszeit vor dem Wettkampf — da versteht er keinen Spaß. Sein gerade noch lächelnder Mund verzieht sich auf einmal, und eine leichte Falte des Unmuts bildet sich auf seiner Stirn.

Wo ist denn der Plantner? Einer der Besten in der Mannschaft, wenn nicht gar der Beste. Aber ein Sorgenkind. An Disziplin kaum zu gewöhnen. Willig, gutartig, eifrig, aber auf Alkohol versessen wie eine Katze auf das Mausen. Und nun ist er auf einmal wieder nicht da. Ob er es etwa gewagt haben sollte, dem drakonischen Verbot zuwider, einen Abstecher in eine der naheliegenden Kneipen gemacht zu haben?

«Wo ist denn der Plantner?»

Niemand von den Kameraden weiß es. Vor etwa zehn Minuten ist er weggegangen, ohne etwas zu sagen. Wütend will der Trainer eben weglaufen, um ihn zu suchen, da kommt er angetrollt.

«Wohl in der Kneipe gesessen!» fährt ihn der Trainer an.

«Weder gesessen, noch in der Kneipe», antwortet Plantner kurz und etwas unwirsch. Er habe, bemerkt er nebenbei, jenseits des Gebüsches da drüben mit einem Bekannten gestanden und geplaudert. — Ob das auch wirklich wahr sei? äußert der Trainer zweifelnd.

Plantner kehrt ihm wortlos den Rücken und schlendert zur Garderobe ins Klubhaus. Der Trainer blickt ihm den Bruchteil einer Sekunde sinnend nach. Plötzlich strafft sich seine Gestalt.

«Plantner!» gellt es befehlend dem Davongegangenen nach.

Der Angerufene kehrt zögernd zurück: «Ja, bitte?»

«Sie haben gelogen, Plantner! Der Beweis ist . . .»

Worin sieht der Trainer den Beweis?

■

Die Gefängnis-Besichtigung

In der Gefängnisanstalt R. findet alle sechs Stunden die Ablösung der Beamten statt, die die Runde machen. Um 8 Uhr, um 14 Uhr, um 20 Uhr und um 2 Uhr.

Es ist ein ermüdender Dienst, den sie in diesem ebenso weitläufigen wie winkeligen, noch keineswegs nach neuen Prinzipien erbauten Gefängnis zu versehen haben. Sechs Stunden lang wandern sie von Zelle zu Zelle, jede mit scharf prüfendem Blick betrachtend, damit nicht die geringste Unregelmäßigkeit ihrer Aufmerksamkeit entgeht.

Der Direktor der Anstalt hat es sich zur Aufgabe gemacht, stets kurz vor der Ablösung zur Stelle zu sein, um sich von dem abtretenden Beamten persönlich Bericht erstatten zu lassen.

Auch diesmal ist er kurz nach ¾8 Uhr zur Stelle. Der Beamte, der seine Runde gerade beendet hat, erstattet seine Meldung. Alles ist in Ordnung. Wohlwollend knüpft der Direktor einige persönliche Worte an. Im Verlauf dieses zwanglosen Zwiegesprächs fragt ihn der Beamte, ob er bereits die Notiz im Morgenblatt gesehen habe, wonach das Eintreffen des Justizministers in der Stadt unmittelbar bevorstehe?

Nein, der Direktor habe die Notiz noch nicht gelesen. Rasch verabschiedet er sich mit einem flüchtigen Dank und der Bemerkung: «Hoffentlich klappt alles, wenn ein Besuch der Anstalt stattfinden sollte.» Dann eilt er in seine Wohnung, um sich umzuziehen und alle Anordnungen für einen etwaigen Besuch des Ministers zu treffen.

Wenige Stunden später findet die Besichtigung wirklich statt. Alles «klappt» und der Minister spricht sich über das Gesehene sehr befriedigt aus.

Nach seinem Weggang bringt der Direktor der Beamtenschaft diese Anerkennung zur Kenntnis.

Gleichzeitig aber verfügt er die Entlassung des Beamten, mit dem er morgens sprach. — Warum?

■

Im Zeichen des Kleider-Bezugsscheins

Abends, nach Bureauschluß, schlendert Herr Kreisler durch die Hauptstraße der Stadt und sieht sich die Läden an. Keineswegs in der Absicht, sich etwas zu kaufen. Obwohl sehr wohlhabend, gehört er zu den Menschen, denen jede vermeidbare Ausgabe ein Greuel ist. «Sich Schuhe zu kaufen, solange man noch ein Paar tragbare Schuhe besitzt, ist ein Leichtsinn!» Das war wohl von jeher einer seiner Lieblingsaussprüche, und er hat auch für Leute, die zu solchem «Leichtsinn» neigen, nicht das mindeste übrig. Herr Kreisler ist, durch das Betrachten der Auslagen angeregt, gerade im Begriff, sich solchen und ähnlichen Gedanken hinzugeben, als er auf der anderen Straßenseite seinen Vetter Karl erblickt. Just einer von denen, die Herr Kreisler am wenigsten leiden mag. Nämlich so einer, der sich zu jeder Saison neue Schuhe, neue Krawatten, neue Hüte kauft. «Wie sich wohl Vetter Karl mit den jetzt vorgeschriebenen Einschränkungen abfinden mag?» schießt es ihm durch den Sinn. Neugierig geworden, bleibt er stehen und blickt aufmerksam auf die andere Straßenseite.

Vetter Karl geht inzwischen ruhig seines Weges. In der rechten Hand trägt er — es hat zu tröpfeln angefangen — den geöffneten Regenschirm, die linke Hand steckt in der Tasche seines zweireihigen Mantels.

«Ob dies wohl wieder ein neuer Mantel ist?» denkt Herr Kreisler. Vetter Karl ist vor einem Zeitungsverkäufer stehengeblieben. Die Hand aus der Tasche ziehend knöpft er den Mantel auf, entnimmt der Hosentasche ein Geldstück, gibt es dem Verkäufer, schließt den Mantel und schreitet weiter.

«Sieh mal an, der Kleider-Bezugsschein als Erzieher zur Sparsamkeit!» lächelt Herr Kreisler boshaft vor sich hin und er setzt, sehr selbstzufrieden, seinen Spaziergang fort.

Wir hoffen, daß unsere Leser diese kleine Geschichte auch ohne nähere Erläuterung verstehen!

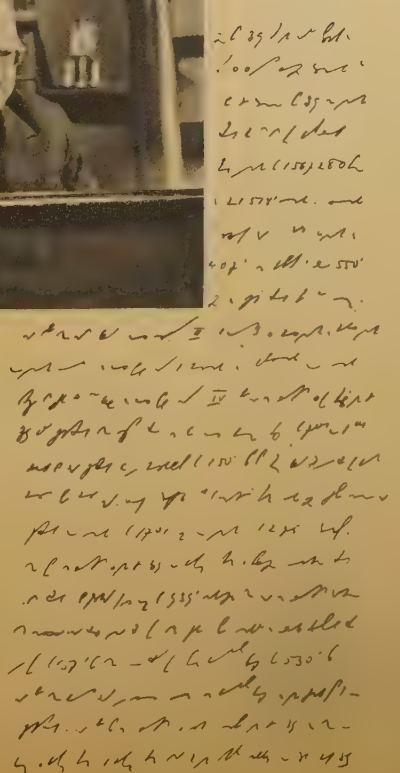
Oder etwa — doch nicht?

Auflösungen Seite 67

DER MANN MIT DER SCHNELLSTEN HANDSCHRIFT

Alles, was man während den Sessionen des schweizerischen National- und Ständerates bei den Sitzungen verhandelt, wird in wörtlichen Stenogrammen festgehalten und unmittelbar nachher druckfertig umredigiert. Jedermann kann heute noch nachlesen, was von jedem einzelnen Bundesrat oder Parlamentarier während irgendeiner Session in irgendeiner Sitzung geredet wurde. Es gibt im Bundeshaus sechs deutsch sprechende und vier welsche Bundesstenographen, dazu eine Stenographin italienischer Zunge. Die Verhandlungen werden turnusweise aufgenommen, und zwar jeweils nur von einem Stenographen. Alle 10 Minuten erfolgt Ablösung, so daß dem einzelnen Stenographen 20 Minuten verbleiben zum Abdiktieren und Redigieren des Textes. Diese Arbeitsmethode ermöglicht es, daß bereits ca. 1 Stunde nach Schluß von 4- und 5stündigen Sitzungen die ca. 60 bis 80 Schreibmaschinenseiten redaktionell bereinigt in 3 Exemplaren maschinenschriftlich vorliegen. Chef dieses Dienstes ist seit 1923 Dr. Otto Vollenweider. In Fachkreisen gilt er nicht nur als der beste Stenograph der Schweiz, er ist international als der größte Meister der deutschsprachigen Länder anerkannt. An internationalen Kongressen, zu denen er oft beigezogen wird, ist seine außerordentliche Gewandtheit sprichwörtlich. Kein Redner ist ihm zu schnell. Dr. Vollenweider schreibt bis zu 400 Silben in der Minute — ca. 7 Silben in der Sekunde. Doch diese Schnelligkeit ist nicht allein ausschlaggebend. Die Fähigkeit, trotz Unruhe, Lärm, Zwischenrufen, schlechter Aussprache, mangelhafter Akustik, ungewohntem oder fehlerhaftem Satzbau und allen möglichen andern störenden Einwirkungen, bis ins Letzte zuverlässige Stenogramme aufzunehmen, ist die unübertroffene Kunst Vollenweiders. Nur eine außergewöhnliche Bildung und besonders umfangreiche Kenntnisse auf allen möglichen Gebieten, und außerdem eine unverwüstliche Nervenkraft und nimmermüde Konzentrationsfähigkeit ermöglichen diese Leistung. Und was bei Dr. Vollenweider besonders hervorsticht: Er erledigt alle ihm übertragenen Aufgaben sozusagen spielend und macht kein Wesen aus seinem Können, das einzig dasteht.

Dr. Vollenweider bei seiner Arbeit im bernischen Großen Rat. Außer im Nationalrat und Ständerat ist er auch im bernischen kantonalen Parlament tätig. Hier wird nur bärndütsch gesprochen, aber Dr. Vollenweider stenographiert meisterhaft auch Dialekt.



Ausschnitt aus einem Stenogramm Dr. Vollenweiders.

Wündrich Meißen

Eine neue Beinkosmetik?

Haben Sie schon daran gedacht, daß das Bein außer dem Gesicht gerade der Körperteil ist, von dem am meisten zu sehen ist? Wie sorgfältig pflegt man das Gesicht. Man kommt mit einer einzigen Creme nicht aus — man schminkt — man pudert das Gesicht. Und die Beine? Hier muß der Strumpf dem Bein das geben, was sorgfältige Hautpflege dem Gesicht gibt! Der Strumpf kann gar nicht kostbar genug sein, um Ihren Beinen genau die gleiche samtene Zartheit zu geben, die eine kultivierte Hautpflege dem Gesicht gibt. Diese samtene Zartheit bekommt das Bein vor allem durch Naturseidenstrümpfe. Der Grund dafür liegt darin, daß der Naturseidenfaden ganz unvorstellbar dünn ist. Erst 300 Fäden nebeneinander ergeben einen Faden von 1 mm Stärke. So kommt es, daß das Naturseidengewirk wohl unglaublich dünn, aber gleichzeitig auch sehr dicht sein kann. So entsteht dieses eigentümliche, samtartige Aussehen, das an eine gepflegte Gesichtshaut erinnert. Die weltberühmten Elbeo-Strümpfe werden heute noch in reiner Naturseide und in voller Friedensausstattung geliefert. Bitte fragen Sie nach ihnen in den guten Geschäften.

ELBEO Strümpfe

NORDISCHER HUMOR

Einige Einfälle
des schwedischen Zeichners
Kroll

«Wann geht der nächste Zug?»
«Güterzug?»

«Nun muß ich Sie nur noch eine Sache fragen: Wenn nur einer gewinnt, warum rennen denn da alle anderen auch noch?»

«Wir haben auch so ein Kind zu Hause, aber das hat nur einen Kopf!»

«Nein, ich brauche kein Briefpapier und keine Stecknadeln und keine Schnürbänder und kein Heftpflaster und — —»
«Wie wäre es dann vielleicht mit einem Emailschild ‚Hausieren verboten!'?»

«Warum hast du mir den Knopf nicht an meine Weste genäht?»
«Ich konnte keinen Knopf finden, da habe ich das Knopfloch einfach zugenäht!»

«Sie sehen so bleich aus, Fräulein Else.»
«Ja, und Sie sagen auch nichts, was mich zum Erröten bringen könnte!»

FABRIK BASEL / ADOLF RACH

«Kennen Sie dieses Messer?»
«Ja, Herr Richter.»
«Endlich, endlich!»
«Warum soll ich es nicht kennen, nachdem Sie es mir seit vier Wochen fast täglich gezeigt haben?!»

«Ach, gnädige Frau, wenn Sie sehen könnten, wie gut Ihnen dieser Hut steht!»

VON TÜCKISCHEN PUNKTEN UND PUNKTIGER TÜCKE

Der brave Mann denkt an sich, selbst zuletzt! Der Leser braucht kein Spezialist in Interpunktionsfragen zu sein, um zu merken, daß im ersten Satz ein Komma zu viel dasteht, ein koboldisches Komma sogar, und daß dieses nichtsige Strichlein, dieses hingetupfte Etwas, diese allerkleinste Menge von Graphit oder Tinte oder Druckerschwärze Unheil stiftet und den ursprünglichen Sinn der Aussage auf den Kopf stellt. Solch tückischer Hinterhältigkeit sind gerade die winzigsten aller Winzigkeiten fähig. Was ist für das prüfende Auge winziger als ein Punkt, und was ist harmloser als ein Punkt! Oh, man täusche sich nicht punkto Harmlosigkeit der Punkte! Ein einziger zu viel kann gerade so verhängnisvoll sein wie einer zu wenig oder zwei zu wenig, was wir «Du»-Leute erfahren mußten. Im täglichen Umgang mit dem Druckfehlerteufel haben wir uns zwar eine gewisse höllische Abgehärtetheit zu eigen gemacht, auf zartere Menschen aber können Druckteufeleien immer noch verheerend wirken. Da ist nämlich in der ersten «Du»-Nummer etwas so arg verpunktet worden, daß unser geachteter Mitarbeiter Albert Ehrismann eine Weile wie ein Geächteter herumging. Die letzte Strophe seines schönen Du-Gedichtes lautet:

«Eins noch, zuletzt. Ein Wort, sonst nichts.
Geächtet sei und so benannt,
Der aus dem Troste gleichen Lichts
Die einen von den Brüdern bannt.»

Und nun prüfen Sie im ersten «Du»-Heft nach! Da hat der satanische Druckfehlerich hinter dem Rücken der Redaktion mit hohngespitzten Lippen zwei Punkte von einem «a» weggeblasen, wodurch sich stracks das Wort «geächtet» in das Wort «geachtet» verwandelte. Das besonders Tückische solcher Untat liegt darin, daß der heuchlerische Teufel als Wolf im Schafspelz auftrat, denn das Wort an sich veredelte er durch seinen Punktraub, hingegen kehrte er mit dem punktvergessenen «a» den Satzsinn ins arge Gegenteil. Daß sich beim Autor des Gedichtes pünktlich peinlichster und quälerischer Aerger einstellte, als er die Abwesenheit der beiden wichtigen Punkte wahrnahm, und daß er die Punktlosigkeit des besagten «a's» als dunklen Punkt unseres Heftes betrachtete, können wir ihm verständnisvoll nachfühlen. Wir bitten ihn, hinter seine Verstimmtheit einen Punkt zu setzen und schließen die dunkle Punktgeschichte mit einem versöhnlichen Punktum.

mit 14 kar. Goldfeder
mit 100%iger Kolbenfüllung
in den Preislagen von Fr. 8.50 bis Fr. 50. –
Für jeden das schönste und beste Geschenk.

In allen Papeterien erhältlich

Einer von Vielen

der nach den Sorgen des Alltags über das Weltgeschehen orientiert sein will und sich bei schöner Musik im Kreise seiner Familie nach Abwechslung sehnt. *Er prüfte viele Apparate und wählte Paillard.*

paillard

Radio Paillard

unübertroffen an Klang und technischer Leistung

Erstklassiger Dreiwellensuper mit wundervoller Tonwiedergabe, dreifarbige, beleuchtete Vollsichtskala mit linearer Zeigerführung, Abstimmanzeiger mit zwei Empfindlichkeiten, Feineinstellung, Anschluß für Pick-up und zusätzlichen Lautsprecher. 6 abgestimmte Kreise. Dimensionen: . . . . 29×50×25 cm.

Modell 416

Verlangen Sie illustr. Gratisprospekt über die Paillard-Modelle 1941 von der Generalvertretung
BLATTNER & CO., BASEL 2

UMGANG MIT TISCHGÄSTEN

«Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein.» Dieses Spruches eingedenk, verkriechen wir uns nicht ins Gewinkel unsrer Wohnung, sondern pflegen der Geselligkeit. Wir laden liebe Leute ins Haus, Verwandte, Freunde, Bekannte, und lassen uns wieder einladen von ihnen. Jede Familie hat ihren «Kreis», und wäre es auch nur ein ganz kleiner und intimer. Nun sollte man meinen, daß innerhalb eines solchen Kreises eitel Friede und Eintracht herrscht, daß die wenigen Menschen, die einen solchen Geselligkeitsbezirk bilden, von einem unsichtbaren Band der Harmonie miteinander verbunden sind. Das ist leider nicht immer der Fall. Freilich geht hinüber und herüber vom einen zum andern jenes Fluidum, das man Sympathie nennt — sonst entstünde ja gar nicht das Verlangen nach Geselligkeit mit dem und jenem. Aber diese Strömungen von Sympathie werden oft genug getrübt von kleinen Mißverständnissen und winzigen Zwischenfällen, und wie oft geht eine jahrelange Freundschaft wegen eines einzigen Wörtchens in die Brüche, das unbedacht dem Munde entschlüpfte. Indes, wenn wir uns auch in acht nehmen, daß nicht irgendeine dunkle und zugedeckte Meinungsverschiedenheit zwischen uns plötzlich auffliegt wie eine Bombe — wir können doch nicht verhüten, daß die Mitmenschen, die unsere Gäste sind, uns kritisieren, wenn sie wieder von uns gegangen sind. Die meisten neigen dazu, und nur die ganz Weisen und die ganz Langweiligen enthalten sich jedes Urteils, jeder Bemerkung, als ob ihnen alles recht wäre, sei es aus Duldsamkeit, sei es aus völliger Gleichgültigkeit.

Drum heißt es also, den Vorurteilen von vornherein begegnen und selbst auf Kleinigkeiten achthaben, die zum Anlaß genommen werden könnten, uns zu kritisieren. Denn es ist gar nicht wahr, daß uns am Urteil der andern nichts liegt! In Wirklichkeit lieben wir unsern guten

Ruf ja doch! Ein ganzes System des Umgangs mit Gästen wollen wir nicht aufstellen, aber einige Anmerkungen zu diesem Thema aufschreiben.

Vor allem muß man sich sagen, daß unsere Tischgäste nicht verpflichtet sind, uns zu unterhalten — daß wir sie vielmehr eingeladen haben zu ihrem eigenen Vergnügen. Gerade weil nun viele Frauen sich dessen bewußt sind, verfallen sie in den entgegengesetzten Fehler, und aus lauter Angst, der liebe Gast könnte zu kurz kommen, können sie sich nicht genugtun in Aufmerksamkeiten, mögen diese auch schließlich den lieben Gast erschöpfen, statt ihn zu erfrischen. Ja, manche Gastfreunde möchten sich am liebsten zerteilen, um gleichzeitig an allen Ecken und Enden des Tisches aufzutauchen und nach dem Rechten zu sehn. Und das Rechte scheint ihnen: daß der Gast nicht nur esse, was ihm mundet, und nicht nur soviel, wie er verträgt, sondern, daß er alles vertilge, was in seine Nähe kommt und an keinem Kuchen, keinem Gebäck, keinem Apfel, keinem Bonbon vorübergehe. Freilich, es tut der eignen Eitelkeit wohl, merkt man, daß es dem Gast an unsrem Tische schmeckt — aber deswegen ihn gleich mästen zu wollen, heißt denn doch, die Gastfreundschaft auf eine Spitze zu treiben, die man fast schon Gastfeindschaft nennen könnte!

Bei diesem Bemühen, den Tischgast durch Gastlichkeit förmlich zu erdrücken, nehmen manche keine Rücksicht auf die Unterhaltung, die gerade um den Tisch geht: sie fahren vielmehr mitten in die fesselndste Erzählung eines Ehrengastes, der obenan sitzt, mit einer Schüssel hinein und schneiden ihm das Wort ab, indem sie ihm was Leckeres vorschneiden, von dem er unbedingt nehmen müsse . . .!

Dann gibt es freilich auch andre Frauen, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf das leibliche Wohlergehn der Gäste richten und genau aufpassen, daß niemand eine Pause macht im Essen — dabei aber wollen sie den Faden der Unterhaltung doch nicht ganz verlieren, und wenn

jemand am Schluß seiner Erzählung angelangt ist, unterbrechen sie ihn, indem sie Aufklärung heischen, von wem denn eben die Rede gewesen sei. Und der Erzähler muß dann, wohl oder übel, wieder von vorn anfangen. Hier allerdings müssen wir auch den Gästen eine kleine Lektion erteilen: manche haben die Gewohnheit, wenn sie irgendwo sich treffen und sie kennen einander schon lange, daß sie sich alte Erlebnisse erzählen, die einer Roman-Fortsetzung gleichen — niemand in der Runde, außer den beiden Bekannten, die sich da wiedersehen, weiß Bescheid, um was es geht und wer die Personen sind, die in diesen Erinnerungen eine Rolle spielen. Während der Begrüßung mögen solche Reminiszenzen am Platze sein und niemanden stören, zumal da sich ja diese geschichtlich angehauchten Personen ruhig in einen Winkel der Wohnung zurückziehen können. Doch bei Tisch sollte man sich nur eben als Glied einer allgemeinen Gesellschaft und Geselligkeit fühlen und nicht gleich mit einem andern Mit-Glied eine Sonderunterhaltung beginnen, womöglich noch laut und quer über den ganzen Tisch hin.

Um noch einmal zu den leiblichen Genüssen zurückzukehren: Haben manche Frauen bei einer Freundin eine schmackhafte Speise gekostet, die einmütigen Beifall findet, dann lassen sie sich gleich das Rezept geben, um dieselbe Speise bei sich zu Hause anzufertigen und den gleichen Gästen vorzusetzen. Das ist, bitte, fast «unlauterer Wettbewerb» — namentlich dann, wenn man womöglich die Freundin durch eine besondere Zutat, durch einen besondern Aufputz übertrumpfen will. Nein, jedem das Seine!

«Jedem das Seine» heißt nun aber nicht, daß man vermeiden muß, Bekanntschaften, die man in einem befreundeten Hause gemacht hat, weiter fortzusetzen: viele Frauen sind nämlich schrecklich eifersüchtig und vertragen es ganz und gar nicht, daß man sich neue Bekannte, die man als Gast unter Gästen kennengelernt hat, bei nächster Gelegenheit ins eigne Haus einlädt. Das ist kleinlich und kindisch. Geselligkeit bedeutet doch nichts anderes, als daß wir über die Grenzen unseres Ichs und unsrer Familie hinausstreben und Freundschaft tauschen wollen. Wir sollten also im Gegenteil darauf achten, daß wir unsre Gäste nicht nach dem Grade der Verwandtschaft und Freundschaft nebeneinander setzen, sondern den Fernerstehenden Gelegenheit geben, einander näherzukommen und sich kennenzulernen. Dazu gehört allerdings ein gewisses Geschick, damit man Leute zusammenbringt, die irgendwie zueinander passen, die irgendwelche gemeinsame Interessen haben. Man hüte sich vor allem, Personen zusammenzubringen, die zufällig verfeindet sind! Und will man sie versöhnen, muß man es geschickt und taktvoll anpacken, und nicht die Parteien in tödliche Verlegenheit stürzen, indem man sie ahnungslos gegeneinander prallen läßt. Doch das ist ein Kapitel für sich.

R.

AUFLÖSUNGEN VON SEITE 62

Alle Herrenkleider — im Gegensatz zu den Damenkleidern — sind rechtsgeknöpft, also auch die Herrenmäntel. Es entging Herrn Kreislers scharfem Auge nicht, daß Vetter Karl seinen Mantel mit der linken Hand auf- und zuknöpfte. Das wäre bei einem normalen Mantel so ungemein unbequem, daß es wohl niemand ohne Zwang tun würde. Mithin folgerte er sogleich, daß es sich um einen linksgeknöpften Mantel, daher um einen gewendeten Mantel handeln mußte.

Der Direktor sah in der Tatsache, daß der Beamte während einer Dienstzeit, die höchste Aufmerksamkeit forderte, die Zeitung las, ein so schweres Vergehen, daß er eine sofortige Entlassung für gerechtfertigt ansah.

Auf dem nackten Körper und der feuchten Badehose drücken sich die Konturen des Stuhles (Rohrgeflecht, Rückenlehne usw.) in plastischer Weise ab. Plantner trug im wahrsten Sinne des Wortes den «Stempel der Lüge» auf seinem Körper.

Man sieht — ohne Kopfrechnen! — auf den ersten Blick, daß die Züge sich nach einer Stunde begegnen. Mithin fliegt der Vogel auch nur eine Stunde und legt 87 Kilometer zurück.

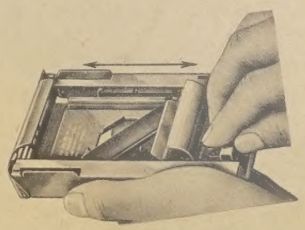
ZUM TITELBILD DES ERSTEN DU-HEFTES

Zunächst sei ein Druckfehler berichtigt. In der Legende zum Titelbild (Seite 3 des ersten «Du»-Heftes) fielen drei Wörter aus. Die Legende soll richtig heißen: «Sie stammt aus der Schultheßschen Linie zum ‚Lindengarten' und ist die Tochter des Seidenfabrikanten und Rittmeisters Hans Kaspar Schultheß und der Magdalena, geb. Usteri.» Sodann können wir zu unserer Genugtuung unsern Lesern mitteilen, daß uns ein uns wohlgesinnter Leser, der ausgezeichnete Kunstkenner Dr. Walter Hugelshofer, zu wissen gab, das Porträt der Maria Magdalena Schultheß sei von Susette Hirzel gemalt worden, über welche Malerin wir gelegentlich in einem unserer spätern Hefte Näheres mitzuteilen gedenken. Folgendes Kuriosum wird alle diejenigen, die an unserem Titelbild Gefallen fanden, gewiß angenehm erheitern. Ein aus undurchsichtigen Gründen Aufgebrachter, der sich in eine edle Leidenschaft hineinschimpfte, wirft uns vor, wir hätten eine «Ausländerin» aufs Titelblatt gesetzt. Wir können dem temperamentvollen Eiferer den Vorwurf, er kenne sich in der Zürcher Geschlechterkunde nur mangelhaft aus, nicht ersparen, doch empfehlen wir dem jungen Manne, sich ein wenig unter den heutigen Schweizerinnen umzusehen. Er wird dann aus der Tatsache, daß unser Vaterland anmutige und liebwerte Frauen mit gutschweizerischem Stammbaum in großer Zahl besitzt, schließen dürfen, es habe auch vor hundert und mehr Jahren schon titelbildwürdige Schweizerinnen gegeben.

Der moderne Herr

ist immer frisch und glatt rasiert!

Dazu benötigen Sie in erster Linie eine Klinge mit haarscharfem Schnitt ... wie ihn **Allegro** erzeugt.



Dieser schweizerische, weltbekannte Schleif- und Abziehapparat ermöglicht, sich mit einer guten Klinge ein ganzes Jahr lang tadellos zu rasieren.

Schleifapparat für Rasierklingen Fr. 7.—, 12.—, 15.—
Streichriemen für Rasiermesser Fr. 5.-

In allen einschlägigen Geschäften · Prospekte gratis durch

Industrie A.-G. Allegro, Emmenbrücke (Luzern)

MUTTERS CHINESISCHES ERLEBNIS

VON MARGIT GANTENBEIN

Als der Bahnbau-Ingenieur Hermann Hitz den Schienenstrang weit in die baumlose, öde Hügellandschaft des inneren China hinein verlängert hatte, und als er sich so, meistens mit Sack und Pack, von Dorf zu Dorf folgend, immer weiter von der Zivilisation entfernte, fühlte er sich so einsam, daß man es gar nicht beschreiben konnte. Er wußte, daß er es nun nicht mehr lange würde aushalten können. — Er war nun schon zweieinhalb Jahre im Innern von China, und bald würde er das dritte Mal Weihnachten und Neujahr fern von zu Hause verbringen, von seiner Mutter, an der er noch so hing wie früher, als kleiner Junge. Dieser Gedanke ließ nun Hermann keine Ruhe mehr. Jedesmal, wenn es ihm einfiel, wie einsam er war, seufzte er tief. Dann sagte Hans Denig, der ebenfalls als Ingenieur bei den Bahnarbeiten angestellt war, zu ihm: «Na, Hermann, trauerst du mal wieder?» Das machte die Sache nicht besser.

Als Hermanns Einsamkeit wieder einmal ganz besonders schwer zu ertragen war, hatte er einen Gedanken, der ihm sehr gut gefiel. Und er setzte ihn auch sogleich in die Tat um, indem er einen Briefbogen und eine Feder nahm und folgenden Brief schrieb: Shantung-Provinz, Nordchina, Yan-Chan, kurz vor Weihnachten 1902, so fing er an und dann kam der eigentliche Brief und lautete:

«Liebe Mutter, nachdem es aussieht, als ob ich noch zwei weitere Jahre in China werde verbringen müssen, habe ich mich entschlossen, daß du zu mir herauskommen sollst. Ich habe hier für eine Weile ein sehr hübsches kleines Haus, von dem aus wir vorläufig alle Arbeiten leiten. Wenn du kommst, können wir noch einen Dienstboten nehmen, und dann wirst du es so schön haben wie noch nie. Ich schicke dir hier einen Scheck, und von diesem Geld kannst du ein Billett für das nächste Boot nehmen und zu deinem dich liebenden Sohn kommen. Bitte, berichte mir bald, wann du kommst. Ich werde dich dann in Shanghai, von wo aus wir ins Innere fahren, abholen.

Dein treuer, ungeduldiger Sohn Hermann.»

Als Mama Hitz sechs Wochen später diesen Brief bekam, war sie ganz fürchterlich aufgeregt. Sie stolperte mit eiligen Schritten die Treppe hinunter, um Witwe Huber, die in der unteren Etage wohnte, den Brief zu zeigen und sie um Rat zu fragen.

Witwe Huber wurde nun selbst so aufgeregt, daß sie ihre sonst so große Ruhe verlor. Zusammen berieten die beiden Frauen, daß es nichts anderes gebe, als eine so wunderbare Gelegenheit auszunutzen.

Zwei Monate später schon holte dann Hermann seine vor Glück strahlende, aufgeregte Mutter in Shanghai vom Schiff ab. Beide waren sehr munter und zufrieden und fuhren bald danach ins Innere, wo Hermanns Haus und Arbeit waren.

Hermanns Gesicht strahlte nun jeden Tag, ebenso wie das seiner Mutter. Sie erwachten morgens froh und schliefen abends froh ein; es war ein herrliches Leben. Am Tage scherzte Hermann nun sogar mit den Bahnbau-Kulis, deren Sprache er ein wenig sprach. Das schönste von allem war das Nachhausekommen, wenn die Mutter am schöngedeckten Tisch mit Sauerkraut und Rippli oder Kalbshaxen auf ihn wartete. Wie schön war es dann, das liebe, große, runde Gesicht zu sehen und über die Geschehnisse des Tages zu sprechen. Hermann hatte zwar nicht viel zu erzählen. Er lebte draußen auf dem Feld mit den chinesischen Kulis und arbeitete an seinen Berechnungen und Plänen.

Aber die Mutter sprudelte jeden Abend nur so von ihren Erlebnissen. Denn da es beschlossen war, daß sie nur für fünf Monate auf Besuch bleiben würde, hatte Hermann seinen «Nummer Eins», wie man seinen obersten Hausangestellten in China nennt, beordert, seiner Mutter so viel von China und seinem Leben zu zeigen wie er nur konnte. So gingen denn Mama Hitz und «Nummer Eins» jeden Morgen früh weg, um die Umgegend zu sehen. Es gab viele kleine Bauerndörfer in der Gegend, und sie interessierte sich für die merkwürdigen Chinesen, für ihre Läden und Bauerngehöfte, für ihre Arbeiten und Einrichtungen. «Nummer Eins» sprach ein paar Worte deutsch, was sehr komisch klang. Dadurch aber war es leicht mit ihm zu gehen. «Du schon viel sehen», pflegte er zu sagen, «du noch lange bleiben müssen.» Noch nie hatte Mama Hitz eine so aufregende und amüsante Zeit gehabt.

So waren Mutter und Sohn glücklich und sehr zufrieden über ihr gemeinsames Leben. Es war nur eine einzige Sache, die Hermann zu denken gab. Das runde Mütterlein wurde schmaler und blasser. Oft war sie so müde, daß sie sich gleich nach dem Abendessen hinlegen mußte. «Es ist halt das fremde Klima», dachte dann Hermann, indem er sich tröstete; doch er fing an, ihr Gesicht genau zu studieren. Es zeigte Spuren großer Müdigkeit, obwohl sie immer guter Dinge und unternehmungslustig war. Eines Abends, als er sie wieder besorgt ansah, mußte er sie plötzlich umarmen, und da fühlte er, daß seine Mutter, die so rosig und strahlend in Shanghai angekommen war, nun erschreckend abgemagert hatte. Das konnte man ja bei der damaligen Mode nicht gut sehen, denn die Röcke waren riesig weit. Eine dumme Mode war das. Man stelzte auf hohen, dünnen Absätzen und hatte einen weiten Rock, der überall mit herausstehenden Polstern versehen war. An den Achseln standen hohe Berge so steif auf, daß sie fast zu den Ohren reichten. In den Ohrläppchen trug die Mutter große Ohrringe und auf dem Kopf ein winziges, schwarzes Kapotthütchen aus Spitzen, auf dem eine lange, schwarze Straußenfeder befestigt war, die am linken Ohr vorbeibammelte. Wenn die Mutter ausging, hängte sie sich eine seidene, bestickte Handtasche an den Arm und einen lustigen, dicken Schirm und ging mit wippenden, kleinen Schrittchen über die schmalen Feldwege zwischen den Reisfeldern, und hinter ihr ging «Nummer Eins». Straßen gab es hier nicht, nur diese winzigen Weglein. Das mochte es wohl sein, was seine Mutter so müde machte, dachte Hermann, wie er ihr das nächstemal nachschaute.

Bald darauf geschah es, daß Hermann an einem Abend folgende Unterredung zwischen «Nummer Eins» und seinem Koch hörte: «Als du mir vorschlugst, deine Arbeiten am Vormittag zu übernehmen, hast du mir versprochen, mir zehn Prozent von deinem Verdienst zu geben. Wieviel hast du nun im ganzen an der Alten verdient? Du hast mir noch kein einziges Kupferstück, geschweige denn Silber gegeben!» Das sagte der Koch, und darauf antwortete «Nummer Eins»: «Die Alte ist meistens müde und deshalb kann ich nicht so weit mit ihr herumlaufen, wie es nötig wäre, um soviel zu verdienen, daß ich dir zehn Prozent abgeben könnte. Die Dörfer liegen weit auseinander, und die in der Nähe haben wir alle schon abgegrast, und außerdem sind ja die Leute arm, wie du wohl weißt. Wenn sie es natürlich auch sehr lustig finden, die Alte ausgiebig und in der Nähe zu bestaunen und ein wenig zu betasten, gibt doch keiner mehr dafür als ein halbes Kupferstück. Ich kann dir deshalb nur fünf Prozent von meinen Einnahmen geben.»

Zuletzt einigten sich der Koch und «Nummer Eins» auf sieben Prozent, und Hermann hörte, wie «Nummer Eins» einige Silberstücke auf den Küchentisch legte. Dann hörte er die beiden lachen, und «Nummer Eins» sagte: «Du solltest mal sehen, wie sich die Kinder über die Alte freuen. Und die hat immer noch nicht gemerkt, wie komisch sie mit ihrer Bammelfeder, ihrer Bammeltasche und ihrem runden, weiten Gestell aussieht. Wenn sie über die Wege wippt, muß sogar der Wasserbüffel lachen, nicht nur der Bauer. Immer streichelt die Alte die lachenden Kinder und gibt ihnen Kupferstücke.» Und Hermann hörte sie wieder laut lachen.

Er ließ sich nun von seiner Mutter genau erzählen, wo sie überall gewesen war und fand heraus, daß «Nummer Eins» sie wohl im Umkreis von zwanzig Kilometern in allen Dörfern sozusagen «ausgestellt» hatte. Manchmal hatte er sogar etwas Geld investiert und die Mutter in den üblichen Schubkarren in allzuweit entlegene Dörfer transportieren lassen. Er berichtete jeweils durch einen Boten am Tage vorher den Dorfleuten, daß er mit der alten, fremden «Teufelin» — so nannte man sie nur — in ihre Gegend kommen werde und daß sie also in der Nähe bleiben sollten.

Während «Nummer Eins» ihr erzählte und erklärte, was es zu erzählen und zu erklären gab, durften die Dorfbewohner hinter ihnen hergehen und sie so genau besehen wie sie nur wollten. Der Bote sammelte wie abgemacht das Geld ein, und Mama Hitz hat nie etwas gemerkt, als daß die Leute belustigt hinter ihr hergingen, sie anstaunten, manchmal sogar ein wenig betasteten, und daß die Kinder laut lachten. Das aber fand sie nicht auffallend. «Bei uns würde man einen Chinesen ebenso anstaunen», dachte sie bei sich. — Die Dorfbewohner aber hatten sich dann während vielen Wochen etwas zu erzählen, wie Mama Hitz aussah, was für eine seltsam weiße Haut sie hatte, blaue Augen, helles Haar, ganz wie der fremde Teufel in den Geschichten des Märchenerzählers. Und wie alles an ihr bammelte, wie der Rock wie eine weite selbständige Sache um sie herumschaukelte, wenn sie auf den schmalen Sträßlein auf ihren hohen Stöckelschuhen wippte. Sie alle hatten ausnahmslos noch nie eine «Barbarenfrau» gesehen. Das alles fand Hermann nach langem und vielem Umfragen heraus.

Aber er hatte nie herausgefunden, wieviele Silberdollars «Nummer Eins» verdiente, als er seine Mutter in den Dörfern herumzeigte. Alles, was er tun konnte, war, ihn zu entlassen, und das tat er auch. So aber wie die Dinge in China stehen, muß man nicht denken, daß der neue «Nummer Eins» besser war als der alte. Er wurde nur nicht aufgefordert, Mama Hitz etwas zu zeigen. Hermann und seine Mutter aber waren um eine Erfahrung reicher. Aber das heißt hier draußen gar nicht, daß sie nicht das nächstemal, in einer anderen Sache, wieder die Dummen waren, während sich die Chinesen über die «Barbaren» lustig machten.

Sie schreibt auf Hermes,
der schweizer Schreibmaschine
PROSPEKTE DURCH
AUG. BAGGENSTOS
ZÜRICH
WAISENHAUSSTR. 2 · TELEPHON 56694
VERTRETER IN ALLEN KANTONEN
HERMES
2000

Auch im Frühling
Erkältungsgefahr.
Aspirin hilft!
BAYER